

P.o.germ.

441

il

St. 100 (70) Du' upu Aben-
Aimur i. v. M. in. in. in. in.

P. o. germ.

(Genesis)

441 ~~if~~

Petersen

<36620947720013

S

<36620947720013

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ.

(Genesis)

441 if

Petersen

<36620947720013

S

<36620947720013

Bayer. Staatsbibliothek

Deutsche Altertümer in der Wiener Genesis.

Inaugural - Dissertation

zur

Erlangung der Doctorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen

vorgelegt von

Harry Petersen

aus Mellendorf bei Hannover.

Göttingen 1897.

Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei
(W. Fr. Kästner).



Tag der mündlichen Prüfung: 15. Juni 1896.

Referent: Herr Professor H e y n e.

Seiner teuren Mutter

in dankbarer Liebe und Verehrung

gewidmet.

Seiner Excellenz Minister

in dankbarer Erinnerung

Leipzig

Vorrede.

Als Text zur vorliegenden Arbeit diente die Ausgabe Hoffmanns von Fallersleben in seinen Fundgruben II, 9—84 vom Jahre 1837; in denen das Gedicht nach der Wiener hs. 2721 abgedruckt ist. Ein Teil der Genesis wurde schon im Jahre 1829 in Graff's Diutisca: „Denkmäler deutscher Sprache und Litter. etc. Stuttgart 1826—29“ herausgegeben. Ferner enthalten den Text Massmann: „Deutsche Gedichte des 12. Jahrh.“ 1837 und zwar zusammen mit Physiologus und Exodus.

Ausser in der Wiener hs. ist unser Gedicht enthalten in der Millstätter Sammelhs. Diese Fassung ist eine Umarbeitung der älteren Wiener hs., in welcher namentlich die Reime reiner ausgearbeitet sind. Auf Grund dieser hs. ist das Gedicht von Diemer: „Genesis und Exodus“ herausgegeben in 2 Bden 1862.

Eine Bearbeitung aber auch vollständige Umarbeitung der Genesis enthält die Vorauer hs., in welcher nur der Abschnitt „Joseph in Aegypten“ die aus der Wiener hs. bekannte Fassung behielt. Nach dieser hs. hat eine Ausgabe geliefert Diemer: „Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jh. 1849“. Das letzte fehlende Stück der Geschichte Josephs ist nachgedruckt in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1865. 47, 636 ff., 48, 339 ff.

Erst 50 Jahr beinahe nach seinem Erscheinen ist

das Gedicht einer grösseren Aufmerksamkeit gewürdigt worden, zunächst durch Scherer, der die Verfasserfrage untersucht hat. Scherer teilt in „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germ. Völker“ Strassburg 1874. I, 3 ff. das Gedicht 6 verschiedenen Verfassern zu. Zugleich hat Scherer Stellung zu den verschiedenen Redaktionen genommen und gegen Wackernagel (Littgesch. p. 158) und Diemer der Wiener hs. das grösste Alter zugesprochen. Bezüglich des Alters der hss. ist Vogt in seiner Untersuchung Paul und Braune's Beitr. II, 208 ff. zu demselben Ergebnis gekommen, nur glaubt er in einem Anhang zu seiner Arbeit p. 288 ff. an der Einheit des Verfassers festhalten zu müssen. Diesen Standpunkt behauptet er in Paul und Braune's Beitr. II, 315 ff., obwohl Rödiger in Haupt's Zschr. XVIII, 263 durch Untersuchungen über die Reimkunst im wesentlichen Scherer's Ergebnisse bestätigt hat. Scherer's Untersuchungen sind für Abschnitt I und II fortgesetzt durch Pniower: Zur Wiener Genesis. Berlin 1883, der in seiner Untersuchung auf die lateinischen Quellen zurückgeht. Es muss Wunder nehmen, dass unsere Genesis, der man in grammatischer, stilistischer und lexikalischer Hinsicht, bezüglich der Quelle, des Reimes und Handschriftenverhältnisses so grosse Aufmerksamkeit gewidmet hat, abgesehen von vereinzelten Bemerkungen bei Scherer, Grimm u. a. noch nicht auf seinen antiquarischen Inhalt untersucht worden ist. Die Ausfüllung dieser Lücke soll mit folgender Abhandlung begonnen werden. Herrn Professor Heyne sage ich für die Liebenswürdigkeit, mit welcher derselbe mich auf das Bedürfnis vorliegender Arbeit aufmerksam gemacht hat und für die lehrreichen Winke an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank.

Das Gedicht, dessen Heimat nach Kärnthen weist, gehört einer frühen Zeit mittelalterlicher Dichterthätigkeit an. Einer im Gedichte gemachten Angabe über die Belehnung der Bischöfe durch den König zufolge setzt man die Abfassungszeit desselben vor das Jahr 1122. Einige nehmen sogar das letzte Viertel des 11. Jh. an, eine Ansicht, die auch ich teilen möchte, weil ein Geistlicher nach der Besetzung des päpstlichen Stuhles durch Gregor VII. wohl kaum gewagt haben würde seinen Helden, den frommen Joseph mit der Tochter eines Bischofs zu vermählen. er gab ime ein rîche wîb, eines piskofes tochter, diu was âne laster 61, 24 f.

Wenn in folgender Arbeit, die sich hauptsächlich an den reichen Inhalt der Vorlage hält, mitunter zu fernabliegende Gegenstände in den Kreis der Untersuchung hereingezogen werden, so muss berücksichtigt werden, dass bei der eigenartigen Wahl des Themas einer subjektiven Auffassung der Dinge oft nicht auszuweichen ist. Ausserdem wird Erschöpfung des Inhalts durchaus nicht bezweckt, im Gegenteil ich werde mich glücklich schätzen durch diese Erstlingsarbeit, die so Gott will, nicht die letzte ihrer Art sein soll, den Anstoss zu einer Reihe anderer gleichartiger gegeben zu haben, die in der Vermeidung der Fehler glücklicher, in der Anordnung des Stoffes korrekter sind als die vorliegende.

Hannover, im Mai 1896.

Der Verfasser.

Formale Untersuchung.

Schon durch blosse Aeusserlichkeiten, den Gebrauch bestimmter volkstümlicher Redensarten und Formeln, die wir als immer wiederkehrende Bestandteile germanischer Epen von den ältesten nachweisbaren Zeiten an treffen, prägt sich der deutsche Charakter der Wiener Genesis aus.

Solche äussere Formeln sind

I. Berufungen auf die Quelle, Wahrheitsbe- teuerungen, Anreden an die Zuhörer, Vor- und Rückdeutungen.

1. Berufung auf die Quelle: (10, 3; 16, 9; 24, 38 (zugleich mit Anspielung auf gelehrte Verhältnisse); 28, 12; 52, 19 f. (zugleich Prahlerei mit Gelehrsamkeit).

Verrät diese Berufung auf die Quelle zum Teil den gelehrten Geistlichen, der nicht nur „so gelêret was, daz er an den buochen las swaz er daran geschriben fant“, sondern, der diese Gelehrsamkeit auch seinem Publikum recht anschaulich macht (cf. daz an dem buoche stât gescriben, daz muozzen wir sumelichez uberheven chunde wir jouch wol scopphhen, sô scolte wir doch ettewaz uberhupphen 52, 19 f.), so nähert der Verfasser sich doch häufig der alten epischen Ausdrucksweise. Das geschieht z. B. durch den häufigen Gebrauch von ich weiz bzw. ich weiz niht. cf. 12, 19; 22, 24; 22, 32; 27, 22; 27, 41;

28, 27; 28, 42; 30, 9; 32, 1; 32, 6; 33, 10; 37, 3; 41, 11; 41, 32; 45, 37; 47, 36; 49, 26; 49, 37; u. a. Das häufige Vorkommen dieser Redensart spricht zwar für die verblasste ursprüngliche Bedeutung, ihr Vorhandensein in den ältesten poetischen Denkmälern unseres Volkes verbürgt aber das Volkstümliche dieser Fassung.

Man vergleiche dazu folgende Stellen

Beow. 2657. ic wât geare; 1831. ic on Higelâce wât.

Hêl. 600. ik wêt that it hêlag drohtin markôda.

Muspilli 62. ni weiz mit wiu puaze.

Im Grunde sind diese Formeln doch nur eine Bestätigung des mündlich Gehörten ebenso wie oft am Anfange alter Epen ein: „ich hörte sagen, ich erfuhr“ oder dergl. cf. Hildebr. 1. Ik gihôrta ðat seggen. 15. dat sagêtun mî ûsere liuti, ähnl. das. 42.

Wessobr. 1. Dat gafregin ih.

Musp. 37. Daz hôtih- rahhôn.

Hêl. sô gifragn ik 228 u. ö.

Beow. 2. þeód. cyninga þrym gefrunon.

Aehnlich verhält es sich mit Wendungen unseres Gedichtes, welche wie sô sich wâne und ähnliche cf. 15, 16; 19, 23; 20, 27; 24, 12 nicht sehr häufig sind, aber doch altem Sprachgebrauch entsprechen cf. Hêl. 4082. than wâniu ik that thanen stank kume.

Hild. 29. ni wâniu ih.

2. Wahrheitsbeteuerungen und nachdrucksvolle Hervorhebung.

Sie werden entweder vom Dichter oder von den Personen der Dichtung gebraucht. Im ersteren Falle steht zewâre bezh. des en ist zwîfel nehein oder ähnl. cf. 11, 3; 11, 13; 28, 20; 29, 39; 31, 18; 43, 17 u. a., im zweiten Falle finden sich Ausdrucksweisen wie daz ist alzoges

wâr 69, 40; oder in abgeschwächter Bedeutung ich mach wole jehen etc. 59, 35.

Nicht selten sind bekräftigende Aussagen in Form eines Schwurs z. B. bî des kuniges gesunde 63, 11; 63, 16; were got, nu sprich 32, 11; ähnl. 41, 41; 50, 6; 64, 37; 66, 4; 62, 20.

Besonders nachdrucksvoll sind antithetische Wendungen, wie

daz weiz got — des ist nehein lougen 18, 41 f.

Verstärkend wirkt Gegenüberstellung positiver und negativer Ausdrücke mit annähernd derselben Bedeutung. z. B. ane got en ist niweth mangel, er was ie ân ane-geunge 10, 7; ähnl. 11, 15; nu îlet, neheine wîle, twâlet 70, 5; ähnl. 53, 2; 53, 3; 53, 16; 57, 24; 59, 26. Der negative Ausdruck ersetzt mitunter den positiven, wodurch, wie auch P n i o w e r bemerkt¹⁾, der Ausdruck bedeutend wirkungsvoller erscheint. z. B. dehein leu sî sô hêr, noch dehein ander tier — noch ne sî sô wilde, ze velde noch ze walde — iz ne sî ime untertân 13, 12 ff.

Kurzer negativer Ausdruck wie gote en ist nicht un-maht 12, 18 entspricht dem Sinne nach einer Häufung von Attributen oder einer Verstärkung des positiven Attributes wie vil gewaltich ist unser trehtîn 12, 13; cf. 12, 14; 12, 20 u. a.

Bisweilen entsprechen sich die in beiden Halbversen ausgesprochenen Gedanken z. B.

er wolt in gerne nerigen, dem tôde erwerigen 54, 13; ähnl. 60, 26.

Derselbe Gedanke kehrt in fast gleicher Weise wieder z. B.

si giengen an daz cras gruone — an der weide giengen si 60, 2 f.

¹⁾ Das. p. 10.

Auch führt der Gedanke des zweiten Halbverses das im ersten Ausgesprochene weiter aus

sô scolt dû in de mite helfen, beden geben und verchouffen 60, 39.

3) Anreden an die Zuhörer finden sich gelegentlich im Anfange unseres Gedichtes 10, 1; 12, 25. Aber nicht nur der Dichter bedient sich dieses Mittels, sondern die Personen der Dichtung treten zuweilen dadurch aus ihrer Objektivität heraus. So Pharao in dem Ausrufe Ich pin iz pharao, dê hôret iu alle zuo. 61, 19.

An den unmittelbaren Verkehr zwischen dem Dichter und seinem Publikum erinnern bedeutungsvolle Ausrufe z. B.:

wie maht er den triugen, der ane sihet alle getougen 20, 10.

4) Ein unfehlbares Kennzeichen germanisch volksmässiger Dichtung sind Vor- und Rückdeutungen zur Erhöhung des Interesses der Zuhörer. Auf künftiges Leid wird in dieser Weise hingedeutet. Dies geschieht entweder durch Einführung Gottes, dem natürlich der Blick in die Zukunft offen stehen muss z. B. duo got — forbedâhte die manegen nôta 21, 32; ähnl. 23, 11; oder durch Bekanntmachung mit der Thatsache, dass mancher Mann den Tod erleiden müsse. Der dichterische Ausdruck unseres Gedichtes des inkalt vil manich man 49, 35; ähnl. 53, 25; 56, 37; 29, 13 erinnert an das Nibelungenlied mit seinen Hinweisen

dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp u. a.

Ebenso finden sich Rückdeutungen z. B. 26, 33 ff. 82, 6.

II. Vergleiche.

An Vergleichen ist das deutsche Epos arm¹⁾, und wenn sie vorkommen, beziehen sie sich gewöhnlich auf

1) ten Brink Littgesch. p. 24.

Gegenstände des alltäglichen Lebens. So ist es auch mit den Vergleichen unseres Gedichtes. Nur drei zeichnen sich durch einige Ausführlichkeit vor den andern aus, nämlich

1) Die Vergleichung des Abzuges der gefallenen Engel mit einem dreitägigen Regenschauer 11, 37 ff.

2) Die Auffassung der Folgen des Sündenfalls unter dem Bilde einer heruntergekommenen Familie. 24, 42 f.

3) Die sehr wenig poetische aber passende Vergleichung der Reue und Busse mit einem zerrissenen und wieder zusammen gestückten Tuche. 21, 4 f.

Die übrigen Vergleiche sind sehr kurz, so wie sie das Volksepos liebt. Es werden verglichen ein sündenreiner Mensch mit der weissen Milch, welche den Kindern als Nahrung dient 79, 15 f.; Joseph mit einer wonnesamen Blume 56, 9; Dina mit einer zügellosen Henne 49, 28; die Fabelwesen mit Tieren 26, 18 f; die sündige Lust mit Wasser in einem Gefässe 76, 36 f.

An einigen Stellen wird der Vergleich nicht angedeutet, sondern das Bild gleich in grammatische Beziehung zum verglichenen Gegenstande gesetzt z. B. *diu erde* — *diu ê was rein unt maget* 26, 1 ähnl. 77, 29, wo der im Bilde umschriebene Gegenstand als prädikatives Substantiv steht.

Der verglichene Gegenstand erscheint ganz als Bild z. B. *duo wurten die scuzlinge glîch deme stamme* 26, 8.

III. Alliteration und typische Verbindungen.

Es müssen hier diejenigen Fälle, in denen die Alliteration sich über einen ganzen bezh. Halbvers erstreckt, unterschieden werden von dem vereinzelt Vorkommen derselben in bestimmten Verbindungen und Formeln. Das Vorkommen des Alliterationsgebrauches letzterer Art scheint

mir zu beweisen, wie sehr die Sprache damaliger Zeit noch von ihr beherrscht wurde. Hingegen erkenne ich in der sich über einen ganzen Vers erstreckenden Alliteration ein bewusstes Streben des Dichters jenem Sprachgebrauche entgegen zu kommen. Die wichtigsten der hierher gehörenden Beispiele ordne ich nach dem Anfangsbuchstaben der die Alliteration tragenden Silben.

f: 14, 4.

h: 32, 21; 11, 31; 67, 25; 26, 13.

l: 39, 31; 60, 24.

m: 41, 18; 34, 2; 12, 33.

p: 58, 7.

s: 60, 9; 60, 12; 19, 23; 17, 8; 57, 18.

sk: 58, 4.

v: 29, 45; 30, 21.

w: 46, 5; 15, 5; 34, 29; 32, 7; 32, 16; 56, 10; 56, 40; 61, 40; 33, 7; 37, 41; 59, 26; 62, 32 u. a.

Als altes germanisches Erbgut erweisen sich die alliterierenden Formeln zur Umschreibung altdeutschen Besitzstandes wie *ros unde rinder* 12, 40; 29, 9. *fihe und fogle* 15, 37; ähnl. 27, 37. mit *wíbe jouch mit gewande* 30, 5. *eheren jouch mit agen* 25, 19 oder solche, welche den Vorzug der Sesshaftigkeit hervorheben *si ne habent hús noch heimot* 31, 28. Inhaltlich berührt sich diese Formel mit dem Fahren in der werlt *wíte* 31, 23; ähnl. 29, 21. Wie hier, so hebt auch in der Verbindung aufsehen zu dem himel heiteren 30, 37 das adjektivische Attribut eine dem Substantiv innewohnende Eigenschaft nachdrücklich hervor.

Mitunter bezeichnen die durch Alliteration verbundenen Worte gleichartige Bestandteile oder verwandte Gegenstände; z. B. als Körperteile werden genannt

lebere unt lungen 14, 25; *hals und hente* 38, 32;

als Jagdausrüstungsteile :

pogen und polze 36, 32;

als Wild :

hirze und hinten 36, 34.

Der Rechtssprache gehören an

houbeten und hâhen 59, 3.

Der Fürst gilt als Beherrscher liutes unde lantes 61, 3.

Eine verstärkte Eigenschaft drücken zwei alliterierende gleichartige Attribute aus dô ward er — guot und gnâdich 55, 38.

Mit dem Volksepos hat unser Gedicht formelhafte Zusammenstellungen entgegengesetzter Begriffe gemeinsam. Diese Begriffe werden wieder gegeben :

1) durch Substantive :

man oder wîb 16, 13; wîb unde barn 45, 15; wib u. kint 45, 25; eignes u. liutes 50, 5; nacht u. tach 49, 37; hitze noch frost 82, 17; maz u. tranch 57, 33; mit lîbe jouch mit sêle 78, 34; berg u. tal 27, 28, ähnl. 81, 30.

2) durch Adjektive :

wenige u. michele 12, 38; ubel u. guot 17, 5; 18, 44; churzer noh langer 23, 28; rîchen noch armen 32, 42; umbâre-fesile 46, 42; weder junge noh alt 60, 46.

3) durch Adverben :

hinnen und ennen 19, 29 (cf. hera duoder Mers. Zauberspr. 1); nahene oder verre 30, 38; ähnl. 73, 37; wole oder ubele 31, 26; wîslîchen-tumplîchen 37, 29; churze noh lange 39, 10.

Verwandte oder gleich bedeutende Ausdrücke werden ebenso verbunden.

1) Substantive :

Ze velde noch ze walde 13, 13; rîte-fieber 14, 30; stôz noch slag 14, 40; wurze-poume 15, 38; leune noch ein-hurne 16, 1; wurm oder tiere 17, 32; ähnl. 27, 37; poume-

gras 27, 35; garten u. obezpoume 29, 8; scaden u. sêr 30, 17; ze minnen — ze êren 34, 11; fihes u. scatzes 34, 34; ze triuwen u. ze gnâden 46, 28; erbes u. scatzes 45, 19; vihi u. hîen 50, 40; scalchen u. diuwen 45, 26; un-triuwe noh irricheite 65, 33; mit pogen u. mit waffen 76, 9; nît u. haz 76, 43;

gnâde u. reste 16, 14; sîn herze u. sîn muot 26, 6; huohes u. spottes 29, 13; mit ubermuote — mit kire 23, 45; mit drûhen — mit stricche 36, 36; ezzen u. brôt 38, 18: von olevon wîne 39, 9; ähnl. 40, 6.

2) Adjektive:

einvaltich u. semfter 25, 21; swarz u. egelich 26, 21; guot u. gereht 26, 27; scône u. lussam 26, 42; vrî u. edele 29, 12; scarf u. grimmich 31, 19; gesoten — ge-braten 31, 45; ähnl. 47, 1; guot u. êrlich 34, 31; lieb u. gemach 44, 27; u. s. w.

3) Verben:

chlampheren u. lîmen 27, 18; slahe ode hâch 67, 30; ähnl. 64, 40; wuoft u. weinote 69, 28; gisehen — ferne-men 73, 3; par oder truoch 73, 33; u. a.

IV. Epische Uebertreibungen.

Kunst- und Volksepik lieben es, die von ihnen bevorzugten Personen als die vollkommensten Wesen ihrer Gattung hinzustellen. Diese Vorliebe teilt unser Gedicht mit andern deutschen. Nur einige Beispiele werden genügen.

Die Schönheit Rebekka's wird erhöht durch die Jungfrauen ihrer Umgebung, deren keine ihr an Vorzügen gleichkommt.

diu scône rebecca zuogie und manich maged ander, der ire gelich was neheiniu 34, 12 f.; ähnl. 60, 46 f.

Gewöhnlich genügt zur Verherrlichung von Personen

der Zusatz ân aller slahte laster 34, 39; ähnl. 61, 25; ebenso âne aller slahte scante 39, 12 u. s. w.

Kurzer Vergleich mit hochstehenden oder allgemein geachteten Männern hebt die Bedeutung Joseph's. Er ist so schön wie ein Königssohn sô er chuninge ze sune zâme 43, 44; under dere menige gebârôte er gelîch einemo helde 56, 11.

V. Sonstige Schilderungen im Stile des germanischen Volksepos.

Die germanische Zeit¹⁾ kennt kein beschauliches Versenken in ruhende Zustände, und wie das Leben in stetem Wechsel der Ereignisse, in Sturm und Kampf verlief, so träumte auch die Dichtung kein thatenloses Idyll, ihre Aufmerksamkeit fesselt nur bewegtes Thun und stark flutende Empfindung, und diese wird dichterisch gewendet in symbolischer, von gehobener Sprache begleiteter Handlung. Während daher Gleichnisse, weil sie malen wollen und zumeist auf Zustände und Bilder gehen, dem deutschen Volksepos fast völlig fremd sind, knüpft sich das Symbol als Sinnbild der Handlung eng an deren Höhepunkt und begleitet die Handlung in den wechselnden Momenten. Es dient zum Ausdruck einer wachsenden, schwellenden oder versiegenden Empfindung, und sinnbildliche Veranstaltungen begleiten die wichtigsten Augenblicke des menschlichen Daseins, die ernstesten Momente sozialen Lebens in Wirtschaft, Sitte und Recht, den Wechsel der Natur im Frühling und Winter, vor allem die hohen Feste des Verkehrs mit dem Göttlichen.

So werden Gemütsbewegungen oft als äussere Erscheinungsformen aufgefasst, aus denen erst die Grösse jener offenbar wird.

1) Lampr. I, 172 f.

Hierher gehört das Hervorbrechen der Thränen z. B. der âmer inen dwanch daz ime der zaher ûzspranch 63,39; ähnl. 66,37 f.

Wie hier findet personifizierte Gemütsbewegung statt in Ausdrücken wie des jâmeres gruoze 51,36; kain der nît ane gie 25,24; daz leit gieng ire zuo 19,1; ub esau der alte zorn dar zuo truoge 47,10.

Schmerz offenbart sich in begleitenden äusseren Umständen

want for leide die hente 67,41.

Untersuchung dem Inhalt nach.

A. Materielles Leben.

I. Einteilung des Landes und Gliederung der Stände.

Im Sinne germanischer Anschauung denkt sich der Dichter das Land in Gaue eingeteilt. Der Name kommt u. a. vor 49,30; 72,38; 73,1. So erhält z. B. Jacob mit seinen Söhnen und deren Familien das Recht der Niederlassung in einem der fruchtbarsten Gaue des Landes Aegypten (72,38; 73,1; 72,42); was an den alten germ. Grundsatz erinnert einer jedesmaligen Völkerschaft auf ihren Wanderungen einen besondern Gau als Wohnsitz anzuweisen¹⁾. Als amtliche Bezeichnung für einen unter königlichen Beamten stehenden Landesteil erscheint uns der Gau unter der Herrschaft Josephs, da dieser Beamte (ambtliute) einsetzt, welche die wirtschaftlichen Angelegenheiten der ihnen unterstellten Landesteile zu leiten haben.

1) Inama p. 30.

Die Bevölkerung des Landes teilt sich in zwei scharf gegliederte Stände, die Freien und Unfreien, und wie aus ersteren sich in früh germanischer Zeit schon als oberste Schicht die der Edelfreien absonderte, der Stammesadel, so kennt auch unser Gedicht diese Unterschiede¹⁾. Diese Edelfreien, welche sich durch höheres Wergeld, grösseren Besitz und die Herrschaft über Nichtfreie besonders auszeichneten, treten auch hier durchaus in den Vordergrund. Esau besitzt ein guot (49,23), und Joseph's Brüder glauben sich durch den Hinweis auf gemeinsame Abstammung von einem Stammgute am ehesten vor dem Verdachte unlauterer Absichten zu schützen, indem sie ausrufen, wir sind zwelfe geboren fon eineme adele 64,12, ähnlich wie Kriemhild ihrer Gegnerin zuruft du muost daz hiute schouwen, daz ich bin adelfrî Nibl. VI, 771,1.

Seinen Eigenleuten und seiner Familie zeigte sich der freie Germane durchaus als Herr²⁾. Selbst die erwachsenen Söhne lebten bis zum Tode des Vaters gewöhnlich in wirtschaftlicher Unselbständigkeit, und deshalb bezeichnet Abrahams treuer Knecht den Isaak, obwohl dieser nach unseren Begriffen schon längst hätte selbständig sein müssen, als seinen juncherren 34,31 ebenso wie die künftige Herrin nach dieser ihrer späteren Stellung junchvrouwe heisst 35,2. 35,26. Herr zu sein oder es zu werden musste ein erstrebenswertes Ziel eines jeden Freien sein, deshalb liegt für Juda in Jakobs Verheissung du bewirvist so michel êre, daz dich al din chunne heizzet herre 77,18 eine nach germ. Begriffen ganz besonders hohe Auszeichnung.

Die Freien hatten das besondere Recht der Freizügig-

1) Schw. p. 9. Schröder p. 45. 2) Schröder p. 45. p. 57.
3) Inama p. 103.

keit,¹⁾ von dem aber nur die durch grossen Besitz sich auszeichnenden Edelfreien ausgiebigen Gebrauch machen konnten. Auf ihren Fahrten bedienten sich die vornehmen Herren des Mittelalters, wenn keine Aussicht auf Unterkunft in befreundeter Burg vorhanden war, namentlich also auf Kriegszügen und Jagden der Zelte, welche oft mit verschwenderischer Pracht²⁾ ausgestattet waren und sich durch ungewöhnliche Grössenverhältnisse auszeichneten.

Mit den grossen Herren seiner Zeit identifiziert der Dichter die Patriarchen des biblischen Altertums, indem er von ihnen behauptet, si wâren in gezelten sô herren scolten d. h. so wie es ihnen ihrer Geburt und ihrer vornehmen Stellung nach zukam cf 29,2 u. o.

Ebenso lässt sich aus den in unserem Gedichte gebrauchten Bezeichnungen für „Frau“ die Stellung derselben unter den Germanen nachweisen. Das frühere Mittelalter gebrauchte die Bezeichnungen „vrouwe“ und „wîb“ noch streng geschieden oder vielmehr nur letztere, da diese die rechtliche Stellung der Frau bestimmte, während vrouwe schon auf die Verherrlichung der Frauen durch das Rittertum hinweist³⁾. Denn nicht umsonst kennt unsere Sprache nur das Weib, das Kind, sie wurden in rechtlicher Beziehung als willen- und rechtlos bezeichnet und standen in jeder Beziehung unter der Muntschaft des männlichen Hausvorstandes⁴⁾.

Körperliche Züchtigung der Frau durch den Mann scheint selbst in der Blütezeit des Minnesangs und des Rittertums im Hohenstaufischen Zeitalter nichts Auffallendes gewesen zu sein, da Siegfrid der Kriemhild gegenüber davon Gebrauch macht, und diese ganz harmlos erzählt, dass ihr lîp so zerblouwen sei cf Nibl. VII, 837,2.

1) Inama p. 58. 2) Schultz II, 214 ff, 3) Lampr. I. 163.
4) Lampr. I. 93. Schröder p. 64. Gen. 45,22.

In unserem Gedichte findet sich der Gebrauch von wîb, namentlich, wenn die Berufsstellung der Frau als Gattin 34, 31 u. o., Mutter 23, 29 u. o. oder Wirtschaftlerin 32, 2 u. 3 u. o. in Frage kommt. Als Sache wird sie bezeichnet in Ausdrücken wie

mit wîbe iouch mit gewande 30,5 u. a.

und geradezu mit tadelndem Nebensinn als wib alwâre 18,46 nach dem Sündenfalle, obwohl der Dichter dem Teufel kurz vorher noch die Anrede vrouwe 18,26 in den Mund gelegt hat. Vrouwe ist nicht nur ein zur Begrüssung geltender Ausdruck, wie eben, ferner als Anrede deswerbenden Knechtes der Rebekka gegenüber gebraucht, wande ne trenchest du mich, vrouwa 34, 14, sondern stets wird die Herrin der Eigenmagd gegenüber so bezeichnet, nicht nur in der Anrede, sondern auch, wenn der Dichter in dritter Person von ihr spricht, z. B.

diu vrouwe sara daz ne lobete 32,20

scil. dass der Sohn der Eigenmagd mit dem jungen Isaak spielte; cf. 31, 13 und 14; ähnl. 43, 18.

Der in der Geschichte des Mittelalters immer mehr hervortretende Gegensatz zwischen besitzenden und besitzlosen Freien, der schliesslich in der fast gänzlichen Auffassung¹⁾ dieser durch jene endigte, tritt an verschiedenen Stellen unseres Gedichtes hervor. Neben ungünstigen Zeitverhältnissen wirkt der absichtlich von den Grundherrschaften ausgeübte Druck auf die Daseinsbedingungen des kleinen Freien. Gegen solche Uebergriffe nimmt der Dichter Joseph, als mustergiltigen Beamten seines Königs in Schutz, denn abe deme pûman er niweht in nam mit unrehteme gedinge noh mit neheinem geduenge sagt er mit gewissem Stolze von ihm 55,41 f.

1) In a m a p. 395.

Auch hält es der Dichter für Unrecht, dass das Vorrecht des freien Standes wegen unverschuldeten Unglücks aufgegeben werde, denn Joseph lässt die Aegypter, welche ihm in der Teuerung ihren freien Stand anbieten, frei bestehen¹⁾ mit der Begründung iz dûht in sunte, die er frî funte, ub er die ze scalche tâte durch dehein ire nôte 74,8 ff.

Der Umstand, dass die Aegypter ihre Freiheit und ihren Grundbesitz erst nach Fortgabe ihrer gesamten Habe zum Verkauf anbieten, zeigt, wie schwer sie sich von beiden trennten, sine heten nicht mêre ne wan des lîbes (d. h. des freien Lebens) unt der erde 73,46.

Das Land nimmt Joseph, sobald es ihm angeboten wird, denn schon nach alt germanischem Rechte²⁾ durfte in drei besonders angeführten „Noten“ das Eigentum Unmündiger ganz oder zum Teil veräußert werden, und hierzu rechneten schwere Teurungen.

Bei dem Widerwillen, den es den Germanen kostete seinen freien Stand gegen den eines Hörigen geschweige den eines Unfreien zu vertauschen, wurde es dem Dichter leicht die Fluchwürdigkeit von Ham's Verbrechen darzulegen, denn dieses hatte den Grund zu aller Knechtschaft gelegt, da urspränglich die Menschen alle „eben“ waren d. h. vrî unde edele 29,12.

Wie aber nach altdeutscher Anschauung der Anspruch auf Freiheit durch entehrende Vergehen, Gefangenschaft, Unglück im Spiel³⁾ u. dergl. verloren gehen konnte, so hat sich auch Benjamin eine solche Strafe zu vergegenwärtigen, falls er des Diebstahls überführt wird (den sculdigen wil ich ze scalche haben 67,31 f); obwohl ge-

1) Gegen den Bericht der Bibel Q. F. XII, 51. 2) Lampr. I, 187.

3) Lampr. I, 182 f.

rade an ihm die Eigenschaft als Herr stark betont wird cf. 71,14.

Der Dichter wird aber nicht lediglich aus Billigkeitsrücksichten zur Verteidigung des freien Standes veranlasst, sondern praktische Gründe¹⁾ mögen eben so sehr dafür massgebend gewesen sein.

Die Klöster und ähnlichen kirchlichen Besitzungen des Mittelalters konnten ihre grossen Güter aus Mangel an leibeigenem Personal nur zum geringsten Teile selbst bewirtschaften, die weitaus grösste Masse des immer reichlicher werdenden Landbesitzes musste durch freie Hintersassen verwaltet werden, an deren Erhaltung daher der Kirche viel gelegen war²⁾.

Den Freien stehen nach deutscher Anschauung die Unfreien (scalche oder diuwe) gegenüber. Sie stehen als Sachen³⁾ ausserhalb der rechtlich anerkannten Gesellschaft, bebauen die Güter der edelen Freien und dürfen nur mit Erlaubnis ihres Herrn in den Besitzstand eines anderen übergehen. Nach der Zerstörung der Burg Sichems werden sie gleicherweise wie das Vieh fortgetrieben vihi unte hîeu (50,40). Auch auf friedlichem Wege können sie fortgegeben werden. Daher werden der Dina als Morgengabe scaz unte vihe, eigenes unte liutes vile 50,5 zugesagt.

Einigermassen erträglich wurde das Los der Eigenleute durch ihre Zugehörigkeit zur Familie⁴⁾ des Edelfreien, und als Bestandteil derselben heissen sie eben hîwen 30,27., ein Ausdruck der auch die Frauen und Kinder in sich begreift.

Es lag in eigenem Interesse⁵⁾ der Herren ihre Eigenleute menschlich zu behandeln, da sie durch deren Anzahl an Macht und Bedeutung gewannen und ihr Reichtum ebenso wohl nach der Zahl der Knechte als der der

1) In a m a p. 304. 2) In a m a p. 359 ff., p. 383. 3) Schw. p. 9. In a m a p. 67. 4) In a m a p. 68. 5) In a m a p. 64.

Hausthiere berechnet wurde cf. Esau was ein rîche man in vihe iouch in hîwen 52, 25.

Ausgeschlossen war aber bei dem leicht erregbaren Temperamente des german. Herrn eine Misshandlung der Eigenleute nie, denn Züchtigung und Tötung derselben stand ihm jederzeit zu¹⁾. Nicht bedeutungslos scheint es mir zu sein, dass Joseph die Herzensangst seiner Brüder eine flle (70,2) also eine Geisselung nennt; man vergleiche die Geisselung Christi bei Otfr. ioh er nan selbo filta selbon druhtinan ein Zeichen dafür, dass in germanischen Landen Geisselungen an Gefangenen, also Unfreien oder solchen, die man dazu zu machen eine Berechtigung hatte, gewiss nichts Seltenes waren. Ja, der Ursprung des Wortes geht auf diejenigen Zeiten zurück, in denen die barbarische Sitte des Schindens, welche noch bis spät ins Mittelalter hinein an Verbrechern ausgeübt wurde, zu den gewöhnlichen Vorkommnissen des Lebens gehörte²⁾.

II. Mittelalterliches Burgleben, der Fürst und seine Mannen.

Auf die Vermehrung der Zahl der besitzlosen Freien und damit den allmählichen Untergang eines Standes, welcher ursprünglich die breite Schicht der Bevölkerung ausmachte, ist bereits hingewiesen. Auch der edelen Freien wurden durch die gefährliche Ehre des Vorkämpfens in der Schlacht immer weniger, so dass der vorhandene Landbesitz unter wenige vornehme Familien verteilt, diesen ansehnliche Grossgrundherrschaften zubrachte. In den Schutz solcher Latifundienbesitzer begab sich der kleinere Freie, da er seine Freiheit nicht mehr aufrecht erhalten

1) In a m a p. 67. 2) Schröder p. 341.

konnte und durch Zwangsmassregeln namentlich die willkürlich geübte Heranziehung zur Heerespflicht schliesslich gefügig gemacht war¹⁾.

Andere Beschäftigung als Bewirtschaftung des Ackers aber gab es bei der geringen Arbeitsteilung und vorwiegenden Naturalwirtschaft des früheren Mittelalters noch nicht, daher blieb für eine Familie der Grundbesitz noch immer das ökonomische Substrat ihres Bestandes²⁾. Noch waren alle Bethätigungen und Befugnisse des öffentlichen Lebens an den Grundbesitz geknüpft. Aber dieser Grundbesitz wurde immer häufiger an solche verliehen, welche ursprünglich nicht frei gewesen waren, aber durch Dienstleistungen sich das Wohlwollen und die Dankbarkeit ihres Herrn erworben hatten. Sie sahen mit Geringschätzung auf den kleinen Freien herab, der seinen Stand noch im Drange der Zeiten bewahrt hatte, vor lauter Sorgen um sein tägliches Auskommen aber nicht imstande war den spärlichen Ueberrest seiner politischen Rechte auszuüben³⁾. Trotz aller Zähigkeit und Ausdauer entgingen wenig gering begüterte Freie dem Gesicke ihres Standes.

Der Zusammenbruch der Wirtschaft erfolgte mit wenigen Ausnahmen. Das Bild einer heruntergekommenen Familie entwirft der Dichter in den Worten
in (d. h. Kain u. s. Angehörigen) was bî den zîten, sam
nu ist sumelîchen liuten die fon rîchtuomen zarmoten
choment, die ne chunden pûwen, die sehent menege riuwe,
die indanc muzen nemen swaz in got geruchet geben 24,42—
25,2. Der hier ausgesprochene Vorwurf, sie konnten nicht
pûwen, war wohl die leichtfertige Ausrede der grossen
Grundherren, mit der sie sich über die Not der kleinen
Freien hinwegsetzten, die aus Mangel an Arbeitskräften

1) In a m a p. 152 f. 2) In a m a p. 101. p. 131. 3) In a m a p. 148.

und ohne Mittel für die Vervollkommnung landwirtschaftlicher Einrichtungen den Wettbewerb mit den Grossen nicht aufnehmen konnten. In der Umgebung des Fürsten verschwanden die Unterschiede zwischen ursprünglichen Hörigen oder adeligen Freien. Der Geburtsadel verschwindet vor dem Gefolgsadel¹⁾.

Dieser neu entstandene Adel lebte in der Umgebung seines Fürsten und ging, so weit er nicht durch grosse Belehnungen reich, mächtig und selbständig gemacht war, so dass er sich einen Stamm eigener Vasallen halten konnte, ganz in der Hofhaltung desselben auf.

Hatte sich der Mann einmal in den Schutz seines Königs begeben, so war er diesem wiederum zu stetem Dienste verpflichtet, wozu es auch sein mochte. König und Mannen lebten wie Mitglieder ein und derselben Familie. Gern²⁾ hörten sie sich die Vettern oder Magen ihres Führers nennen, da sie von ihrer eigenen Sippe getrennt, frei in den Wald gestellte Leute, Hagastealde²⁾, waren, die nur von der Gnade ihres Fürsten lebten. Aber dieser konnten sie versichert sein, da die Treue, der Lebensodem³⁾ unserer Alvorderen, durch ein heiliges Treuband Mannen und Häuptling für immer mit einander verband³⁾.

Kam, was selten war, ein Treubruch der Mannen vor, so musste er aufs schärfste bestraft werden, wenn nicht mit dem Tode, so mit Verbannung, die meistens noch schlimmer war als der Tod. Ein solches Geschick trifft Lucifer, der in seinem Uebermute die Grenzen des Vasallitätsverhältnisses überschreitet: Daher wird er verstossen, und diese Strafe wird gewissermassen nach einem

1) In a m a p. 13. 2) cf. J a c o b, der dem Herrn Treue verspricht und diese als Gefolgschaft bezeichnet sô wil ich dir leisten 41,6. L a m p. I, 135. 164. 3) L a m p. I, 136.

erfolgreichen Zweikampfe mit Michael (er tete demotie vele einen slach, daz der himel under ime brast 11,35) von diesem vollzogen¹⁾. Beide Engel werden als dem Gefolge Gottes zugehörig gedacht und seine Holden genannt. cf. got der sprach dô eineme sineme holden zuo, ich wil dir sagen, michahel, wie mîn holde lucifer hat erhaben sich wider mir 11,27 ff.

Die Begriffe der Treue und Untreue sind so sehr mit der Denkweise der Germanen verknüpft, dass sie bestimmten Tieren als unterscheidende Merkmale beigegeben werden und dieselben dadurch zu Trägern des guten und bösen Principis machen. Jenes vertritt die Taube²⁾, (âne der untriuwen gallen 27,33) dieses der Rabe; welcher nach dem Beispiele eines untreuen Vasallen seinen Herrn verlässt, nachdem er dessen Schutzes entbehren zu können glaubt. Im allgemeinen gingen die Mannen in den Pflichten für ihren Herrn vollständig auf, sie hielten sich eng um die Person ihres Königs oder Anführers geschart, lebten und starben für ihren Herrn und schrieben ihm die Grossthaten ihrer Kämpfe zu³⁾, die sie selbst erfochten hatten. Wohin der Herr ging⁴⁾, und wäre es auch in die Verbannung, das gefürchtete Elend, folgten ihm seine Mannen. Lucifers Genossen werden samt ihm verstossen und folgen ihm bis auf den letzten Mann: daz er vîl sciore sî verstôzzen mit allen sinen gnôzzen — mit allen die ime gehengen 11,30 f.

Verlassen⁵⁾ des Königs war das schlimmste Verbrechen des Mannes; der Verfasser der Stelle des Beówulf, welche den Drachenkampf beschreibt, bemerkt daher wergendra tô lyt prong ymbe peóden 2883 f. Daher sehen wir den

1) Q. F. XII, 45. 2) Q. F. XII, 89; Wackern. III, 189. 232 f.
 3) Lamp. I, 165. 4) Das Gegenteil getadelt Beów, 2883 f.
 5) Schröder p. 33.

König Pharao unseres Gedichtes stets von einer erheblichen Schar von Helden umgeben (cf *manis sîn trût* 60,42), unter denen einzelne wie Hagen inmitten der Burgundenhelden hervorragen, so Joseph als meister alles *sînes gedigenes* 71, 28, Jacob als *êrlicher recke* 67,18, mit deutlicher durch Wortsinn und nähere Umstände gegebenen Anspielung (cf. *recke-* als. *wrekkio* ¹⁾ vertriebener, landesflüchtiger Verbannter) auf einen Helden, der schutz- oder landeslos den Beistand eines mächtigen Fürsten aufsucht und sich in dessen Muntschaft begiebt.

Die Verpflichtung der Gefolgsschaft gegen den Fürsten wurde als Dienst bezeichnet ²⁾.

Dieser Dienst bestand in der frühen Zeit des Mittelalters in der persönlichen Hingabe an den Fürsten. In unserem Gedichte wird dieser Ansicht verschiedentlich Ausdruck gegeben. So erwartet Pharao für seine Belohnung einen Dienst von Jacobs Söhnen, indem er sie fragt, wie si ime wolten dienen 73,15.

Gott spricht zu Isaak: *dîn vater dienôte mir, des wil ich lôn* dir 37,17, und Esau ist von einer ganzen Schar von Reisigen umgeben, deren Dienst auch Jacob, als Esau's vornehmem Gaste, im vollen Umfange zusteht. (die dir dienen same mir unze du chomest ze seyr 49,17).

Aehnlich ist das Verhältnis der Engel zu Gott aufgefasst, als daher der eine sogenannte Engelchor nach Lucifer's Abfall geräumt ist, werden den übrigen so viel Engelscharen entnommen als notwendig sind, um die Dienstpflichten des leer gewordenen Chores zu erfüllen. cf 12,1 f.

Wie es Pflicht des germanischen Heerkönigs war seine Getreuen als Mitglieder ³⁾ seiner Familie gleichsam zu versehen mit allem, dessen sie bedurften, so belohnte

1) Kluge Wb. p. 297 2) Schröder p. 139. 3) Schröder p. 398.

er sie bei passlichen Gelegenheiten, um sich ihres Schutzes dauernd zu vergewissern¹⁾ denn nicht immer brauchte der König, als der allerhêrste seiner Getreuen (cf. 61,2) auch deren Anführer im Kampfe zu sein; obwohl ihr Heldenruhm sein Haupt umstrahlte.

Ein solches Verhalten, weit entfernt davon als Feigheit betrachtet zu werden, zeigt den König mehr in seiner Eigenschaft eines Richters und Friedensfürsten²⁾ als der eines Kampfanführers.

Ein Rest dieser altdeutschen Auffassung der Königswürde schimmert noch im Nibelungenliede durch, wo König Gunther sich nicht an den Kämpfen seiner Mannen beteiligt, und diese ihm geradezu anraten: Hêr kunic, sît hie heime — belîbet bî den frouwen und traget hôhen muot. Nibl. 173,1 ff.

Die eigentliche Verkörperung der Kampffideen im Volke war derjenige Häuptling, der in Kriegszeiten sich an die Spitze stellte und wie schon der Name Herzog³⁾ sagt, der streitbaren Mannschaft voranging. Als solchen kriegsführenden Häuptling scheint sich unser Dichter den Esau vorzustellen, weil die biblische Verheissung desselben, dînes swertes muost du leben 40,15.

zu einer solchen Annahme nach germanischen Begriffen vollauf berechtigte. Wenigstens wird er als Stammvater von 11 Herzögen bezeichnet, deren Hand schwer auf dem Volke lastet (von sîner geburte einlif herzogen wurten hie ze dirre werlte, ire herscefte waren vile herte 52,27 f.)

Mit der Bibelüberlieferung: dînem bruoder scolt du dienen 40,15 braucht der Dichter deshalb doch nicht in Widerspruch zu geraten. Er braucht sich nur in Jacob und dessen Nachfolgern die auf friedliche Ziele gerichtete

1) Lamp. I, 135. 2) Hartung p. 6. 3) Lamp. I, 125. Schw. p. 7.

Thätigkeit verkörpert zu denken. Das scheint der Fall zu sein, da er die Macht beider Brüder als unwiderstehlich (si ne heten neheinen gnôz 52, 36) hinstellt. Ein charakteristisches Merkmal aber für die Zähigkeit, mit welcher alte Vorstellungen im Volke haften und das Bewusstsein an die Herzogswürde fortlebte, liefert diejenige Stelle unserer Genesis, in welcher eine der Vorfahren Christi eine kühne Herzogin genannt wird. noh von sînen (d. h. Juda's) huffen gebristit chuonere herzogin, unze der wirt giborn, der al die werlte scol nerin 77, 31 f., so dass Christus sich jener Herzogin als würdig erweist, um so mehr, da er an anderer Stelle unser furefehtâre 80, 36 genannt wird. Indem er vermöge seiner Löwenstärke den Teufel in der Hölle im heissen Kampfe besiegt, wird er zu einem wahren Volkshelden, wie sie germanischer Sage und Dichtung angehören. Christus fuor mit leuchrefte die helle brechen 78, 35 etwa wie Beówulf, der als Lichtgott die Dämonen der Tiefe, die grausigen Meeresgäste, aufsuchte und sie besiegte.

Kriegerische Attribute alter Stammesherzöge finden wir auch auf Gad übertragen, von dem es heisst vile wole dir daz swert stât, gegurter du fihstest, dîn liut scirmist 80, 32 ff.

Bedeutungsvoll ist die Hinweisung auf die kühne Herzogin noch durch die Erinnerung an das alte germanische Mutterrecht¹⁾, welches sich darin widerspiegelt. Denn in den ersten geschichtlichen Anfängen unseres Volkes bildete die Mutter den Mittelpunkt der Familie, noch nicht der Mann. Nach ihr wurden die Kinder genannt, sie legte die dauernde Grundlage des Geschlechtes.

So werden noch im Nibelungenliede wiederholt die

1) Lam p. I, 101; Germ. XV, 83 f.

drei Könige der Uoten Kinder ohne Namen des Vaters genannt, und berühmte Königsgeschlechter wie das der Langobarden¹⁾, leiteten ihre Herkunft noch gern von einer Stammutter, keinem Stammvater ab.

Wie sehr nun auch der einzelne Mann bemüht war, sich das Wohlwollen seines Herrn zu erwerben und zu erhalten, und wie schmerzlich es Joseph in unserem Gedichte bedauert, dass er âne sîne sculd hete verlorn sîne (sc. seines Herrn) 57, 20 u. ä. 58, 23; hulde so durfte wiederum der Fürst nie mit seiner Freigebigkeit zurückstehen. Ungehinderte Ausübung derselben war schon notwendig, um nicht der Freunde im Alter zu entbehren, vor dem mit Recht einem jeden Germanen der Vorzeit bangte. Wehmütige Rückblicke auf die verschwundenen Jahre der Jugend und des kraftvollen Mannesalters werfen gern die Dichter angelsächsischer Heldengedichte wie der des Beówulfliedes, wenn er erzählt, dass hwîlum eft ongan eldo gebunden gomel gûð-wîga gioguðe cwíðan Beów. 2112 f.

Unter seine Getreuen teilte der König seine Gaben, Waffen, Kleinode, namentlich Ringe und Spangen²⁾, welche ihm die Namen Ring- und Schatzspender (ags. beág- und sinc-gifa) eintrugen, aus. Kargte er mit seinem Schatze nicht, so bezeichnete man ihn nach mittelalterlichem Gebrauche als „milde“, und Sänger priesen seinen Namen von Burg zu Burg. Auf das Attribut „mild“ machen die herrschenden Personen der Genesis, also Pharao und der ihm fast gleichstehende Joseph vollen Anspruch.

So giebt Pharao dem Joseph umbe sînen hals einen pouch der was aller rôð golt 61, 14.

Die Hervorhebung der roten Farbe ist bezeichnend

1) Lamp. I, 103. 2) ten Brink Littgesch. p. 8.

für den deutschen Kern der Genesis, denn dieses Beiwort kehrt in Volksliedern und Volksepen des Mittelalters stets wieder. Der echte Wertmesser des frühen Mittelalters war das Gold, und nach ihm wurde der freigebige König als Goldfreund (ags. gold-wine) der Männer bezeichnet. Je seltener¹⁾ das Gold im Lande wurde, und das geschah namentlich nach Einstellung des friedlichen Tauschverkehrs zwischen Germanen und Römern, wodurch die Einführung der römischen Goldmünzen vermindert wurde, desto mehr stieg sein Wert. Daher wurden²⁾ alle eingeführten Edelmetalle ängstlich festgehalten, gegen Zahlung wurden sie selten gegeben. Der Wert des Goldes stieg noch erheblich durch das Kursieren von Silbermünzen mit geringem Feingehalt. Diese Verhältnisse bestimmen den Dichter zu einer geringschätzenden Bemerkung über die Silberlinge, welche Benjamin von Joseph als Geschenk erhält; denn er bemerkt dazu

silberîn si wâren, ich ne weiz waz si wâgen, iz
ne dûhte mich pore-grôz, gebete mir dâr mite ein
mîn gnôz 71, 5 ff.

Weist diese Stelle zunächst darauf hin, dass das Wiegen des Geldes, was thatsächlich der Fall war, immer mehr Gebrauch wurde, so beweist sie ferner, dass der Dichter Verhältnisse seiner oder einer um wenig zurückliegenden Zeit des deutschen Mittelalters auf seine Erzählung überträgt. Denn das Wiegen der Münzen wurde notwendig, weil der wirkliche Wert derselben nicht mehr mit dem Nennwert übereinstimmte, was bei den Silbermünzen Regel infolge zu leichter Prägung war und bei Goldmünzen häufig durch Beschneidung derselben vorkam³⁾.

1) In a m a p. 451. 2) In a m a 465. 3) In a m a p. 464.

Aber spricht aus des Dichters Worten nicht mehr als kleinliche Berechnung, liegt nicht darin das stolze Bewusstsein eines Standes, der noch Würde genug in sich fühlt, eine Zumutung von sich abzuwehren, die ihn vielleicht nach den Begriffen seiner Zeit in die Klasse der niederen Fahrenden versetzen würde? Der Dichter denkt noch zu hoch über seinen Beruf¹⁾, erinnert sich an die alte Zeit, in welcher der Sänger hochgeehrt von Fürsten und Mannen ein gern gesehener Gast²⁾ auf den Burgen war, weil er viel zu erzählen hatte und durch seine Lieder Kunde von der Aussenwelt gab, von welcher die Burgbewohner zur Winterszeit fast völlig abgeschnitten waren.

Der Wohnort des Königs und seiner Krieger ist in unserem Gedichte analog den Verhältnissen des Mittelalters die Burg; auch ein *castel wol getân* 49, 25; wie die Wohnung Hemors. Unter letzterem haben wir wohl eine grössere Niederlassung nach Art der königlichen Palatien zu verstehen, welche eine Menge von Leuten in sich aufnahmen. Das wird bestätigt durch das über Hemor Gesagte cf. 50, 5; 50, 20 ff. Der Name Castel deutet auf alte, verlassene Römerbefestigungen, welche wegen ihrer solideren Bauart³⁾ den Vorzug vor den meistens aus Holz hergestellten germanischen⁴⁾ Bauten des früheren Mittelalters hatten. Für den germanischen Holzbau der damaligen Zeit liefert ein treffliches Beispiel die Beschreibung des Turmbaus zu Babel. Denn von diesem *ur* oder *michelen turn*, dessen Material wie ausdrücklich erwähnt Kalk und⁴⁾ Steine sind (cf. 29, 29 ff.) redet der Dichter befangen in der Anschauung seiner Zeit wie von einem Holzbau (*des gezimberes was ente* 29, 34) und zeigt dadurch, wie fest die Idee von der herkömmlichen

1) Anders Scherer Q.-F. I, 52. 2) Schultz I, 440 f.

3) Weinhold II, 84. Inama p. 8. 4) Q. F. I, 2.

Bauart germanischer Edelsitze in seiner Anschauungsweise festgewurzelt ist.

Wir müssen uns die altdeutschen Bauten der frühen mittelalterlichen Zeit als ziemlich primitiv vorstellen, denn so erscheint uns selbst die Halle¹⁾ Heorot des Beówulfliedes, die doch als das vorzüglichste Bauwerk ihrer Zeit gerühmt wird. Und doch ist auch sie nicht mehr als ein roh aus Stämmen zusammengefügtter Saal¹⁾, der nur deshalb dem Ringen Beowulfs und Grendels standhält, weil die Bauhölzer fest mit Eisenklammern verbunden sind.

Aehnlich werden wohl die vom Dichter erwähnten Burgen eingerichtet und gebaut gewesen sein. Auch die Arche Noa's scheint er sich nach Art eines altdeutschen Holzbaues, denn er lässt sie vaste chlampheren unde lîmen 27, 18, vorgestellt zu haben, der Vergleich ist wegen der Beweglichkeit der Arche nicht gezwungen, weil in germanischer Vorzeit das Haus überhaupt als bewegliche Habe betrachtet wurde²⁾.

Wohl nur die grösseren Herrscherburgen waren aus festerem Material gebaut. Zu der Königsburg Pharaos sehen wir Joseph in feierlichem Zuge unter Vorantritt eines Herolds einreiten 61, 15, und fern von Joseph's Burg sind bereits die Brüder, als der Amtmann zu Rosse sie einholt. Wenn die Helden die Burg verliessen oder nach längerem Fortsein dahin zurückkehrten, eilten Frauen und Jungfrauen herbei, um sie zu begrüßen. Solche kleineren Züge führen uns in das Getriebe einer grösseren Burg und zeigen uns, welch regen Anteil ein jeder an dem Geschehe des Burgherrn und seiner Mannen nahm. Trugen doch auch die Frauen, durch deren Fleiss die Gewänder des Burggesindes hergestellt wurden³⁾, nicht we-

1) Heyne Ueber Lage u. Konstrukt. der Halle Heorot. 1864.

2) Weinhold II, 78; Hanssen p. 88. 3) Schultz I, 150 f.

nig zur glänzenden Erscheinung desselben bei. Von Joseph heisst es in diesem Gedankenzusammenhange die hêren juncfrouwen îlten dich scouwen 82, 3 und an anderer Stelle lehnen sie sich über die Burgmauer, um ihn genau zu betrachten, also ganz volksmässige Anschauungen, wie sie in deutschen Epen, z. B. dem Nibelungenliede des öfteren wiederkehren. Ich verweise nur auf den Einzug Siegfrids und des siegreichen Burgundenheeres, zu dem ganz ähnlich bemerkt wird dô gi an diu venster vil manic schoeniu meit: si warten ûf die strâze etc. Nibl. 242, 2 f.

Den Hauptraum der germanischen Burg bildete der oft freistehende ¹⁾ Saal, die Halle. Wir finden ihn als Empfangsraum in unserem Gedichte erwähnt, als Joseph seinem Amtmann den Befehl erteilt leite mir dise in den sal 66, 3.

Der Saal ist der Sitte unserer Vorfahren gemäss mit Bänken besetzt zu denken also in der Sprache des Beowulf ein benc-þel, auf dessen Bänken die Kriegerschar Platz nimmt, wenn sie von ihrem Herrn zu fröhlichem Gelage oder ernster Beratung geladen ist. Ganz ²⁾ in der knappen altgermanisch epischen Ausdrucksweise schildert uns der Dichter den Verlauf des Gastmahls zur Verabschiedung Rebekkas aus dem elterlichen Hause und zeigt dadurch unbewusst, dass er Vorgänge aus dem biblischen Altertum sich so geschehen denkt, wie das bei gleichen Anlässen im eigenen Vaterlande der Fall gewesen sein dürfte. Ber Bericht lautet

dâ was spil unde wunne under wîben unde manne.
vone benche ze benche hiez man allûteren wîn scen-
chen.

1) Weinhold II, 89. 2) Q. F. I, 31 f.

si spilten unde trunchen unz in iz der slâf binam
35, 6—8.

Der Sänger¹⁾ durfte hier nicht fehlen. Wenigstens dürfen wir doch aus der ganz volksmässigen Darstellung dieser Stelle schliessen, dass der geistliche Dichter den Spielmann sich am Ende der Bank sitzend denkt, wenn er auch seinen Namen in der Gesellschaft heiliger Patriarchen nicht auszusprechen wagt. Er lieferte die geistige Würze des Mahles und verhinderte durch den Vortrag seiner Lieder ein Ueberhandnehmen allzu lebhafter Tafelstimmung, um so mehr als Damen beim Mahle anwesend waren, was nur bei besonders feierlichen Anlässen der Fall war.

Hatte man vornehme Gäste zu bewirten, so wurden die für gewöhnlich recht unbehaglichen mittelalterlichen²⁾ Wohnräume mit Teppichen behangen. Diese gaben mit ihren frischleuchtenden Farben den düsteren Gemächern ein freundliches Aussehen. Ihr Gebrauch war alt, schon der Dichter des Beówulfsliedes erzählt von der Ausschmückung der Halle Heorot, wo gold-fâg scinon web âfter wagum Beow. 995 f. und in unserer Genesis giebt Joseph den Befehl pehâch mir die chemenâten al 66, 3.

Die Kemenaten mittelalterlicher Burgen dienten zum Aufenthalte der Frauen und zur Beherbergung vornehmer Gäste³⁾. Sie waren durchaus Privatgemächer, und als solche erscheinen sie in unserem Gedichte, da Joseph vom Schmerze überwältigt sich in eine solche zurückzieht, um seine Thränen zu trocknen, er îlt in die chemenâten unz er ime gnuoch geweinote 66, 40; ferner, da es von Frauen heisst, zur chemenâten gehen in der Be-

1) Q.F. I, 31. Weinhold II, 122 ff. Q. F. XII, 48. 2) Weinhold II, 96. Q. F. I, 51. 3) Weinhold II, 89 f.

deutung „eines Kindes genesen“, und die Kammerfrau eine diu, diu der chemenâten phlag 42, 15 genannt wird. Auch als Schatzkammern haben die Kemenaten gedient, weil sie sich in dem festesten Gebäude der Burg befanden, ausserdem standen die Kostbarkeiten hier unter der Obhut der Burgherrschaft und dienten, so weit es Dekorationsstücke waren, zur Ausschmückung der Wohnräume. An Fürstenhöfen besorgte ein Kämmerer die Verwaltung des Hausschatzes, ein solcher steht im Dienste Josephs cf. 66, 9.

Die Vorliebe der mittelalterlichen ¹⁾ Gesellschaft für stark gewürzte Speisen ist auch den Personen der Genesis eigen. So wird das von Esau bereitete Gericht als tüchtig gepfeffert bezeichnet, und wegen dieser Art der Zubereitung erwirbt sich Esau die Gunst seines Vaters vile wole er iz pfefferote, sînem vater er dâ mite enstote 36, 39. Auch die Güte des von Jacob bereiteten Mahles wird durch reiche Zuthaten an Gewürz erhöht. daz ezzen was guot, vile wole gepfefferot 38, 38. Die starken Würze dienten zur Erregung des Durstes, und da die Speisen reichlich genossen wurden cf. gab in (d. h. Esau den Boten Jakobs) gnuoch gebraten jouch gesoten 47, 1, oder werigot gib uns genuoch 66, 4, so war es möglich grosse Mengen von dem Weine des Mittelalters zu trinken, der unserm Geschmack oft wenig zugesagt haben würde ³⁾. Infolge reichlichen Weingenusses war allgemeine Trunkenheit ⁴⁾ der Gäste nichts Seltenes. Unser Dichter erwähnt des öfteren solche Vorkommnisse. Von Josephs Brüdern wird gesagt, sie assen und tranken bis

1) Weinhold II, 71. Q. F. I, 34. Alw. Schultz I, 289; 295. 3) Weinhold II, 67. 4) Allerdings nicht in streng höfischer Zeit, zugleich ein Merkmal für die frühe Zeit der Abfassung der Genesis Weinhold II, 126.

sie taumelten (unze si mahten scranchen 67, 8). Ja, sogar vor seiner letzten Mahlzeit ist Isaac ungewiss, ob er nach reichlichem Weingenusse (er bat in ezzen unde trunchen unz er in nâch gemachote trunchen 38, 40 f.) noch fähig sein würde seinen Sohn zu segnen. So wenigstens fasse ich die Stelle auf „wirde ich des wînes vrô, daz ich gewalte mîner worte, sô wil ich dich wîhen 37, 41 f. Den Dichter veranlassen die in seiner Zeit vorherrschenden Sitten und Gewohnheiten zur naiven Uebertragung auf Personen und Zustände, zu denen sie oft recht wenig passen.

Aber nicht nur zu frohem Festesjubel versammelte der Fürst seine Mannen um sich, sondern auch zu ernster Beratung¹⁾. Erst durch diese Zuziehung machte er seine Umgebung mit verantwortlich für die getroffenen Regierungsakte, die dadurch dem Vorwurfe willkürliche Handlungen zu sein entgingen. In unserem Gedichte verfolgen die Führer mit ängstlicher Genauigkeit diesen alten germanischen Grundsatz. Auch Gott lässt sich in seinen Unternehmungen dadurch leiten. So berät er sich nach Ausstossung der aufrührerischen Engel (got nam ze sînen engelen rât 11, 40) mit den ihm treu gebliebenen (die ime gehôrsam wâren 12, 1) darüber, wie der im Himmel leer gewordene Platz am zweckmässigsten wieder auszufüllen sei. Erst als die gemachten Vorschläge Gottes Beifall nicht finden, enthüllt dieser seine Pläne, welche in der Erschaffung des ersten Menschenpaares verwirklicht werden. Wie der König oder Fürst, so halten auch die frei geborenen edelen Herrn eifrig Rat mit ihrem Burggesinde. Sichem und Hemor weichen allerdings von der üblichen Sitte ab und nehmen ohne Zuziehung ihrer Mannen die Forderung von Jacobs Söhnen an, weil ihnen an

1) Hartung p. 16.

einer freundschaftlichen Verbindung mit denselben viel gelegen ist. Aber der Dichter empfindet diese Abweichung von der Sitte seiner Zeit sehr wohl und fügt gewissermassen als Entschuldigung dieses Verstosses hinzu ne wolten sich des nicht besprechen 50, 18.

Indessen wird das Versäumte bald nachgeholt, denn sofort nach dem Eintreffen auf der Burg versammeln die Burgherrn ihr „liut“ also ihre homines (dô si in die burch chômen daz liut zuo in nâmen 50, 20) und suchen sie für die Annahme der Forderung der Juden geneigt zu machen (cf. 50, 21 ff.).

Als recht fein erscheint mir die Bemerkung des Dichters, dass er die Söhne Jacobs sagen lässt, sie wüssten nicht, ob Joseph aus eigenem Antriebe Benjamins Entfernung aus der Heimat beschlossen habe, oder ob er dem Wunsche seiner Mannen habe folgeleisten müssen, oder er iz tet nâch râte 64, 17. Für einen mit germanischen Verhältnissen betrauten Hörer oder Leser wird die anscheinende Härte des Charakters Josephs wesentlich gemildert durch den Umstand, dass er dem Drängen seiner Mannen habe folgen müssen.

III. Die Anfänge des Rittertums.

Der um den Fürsten gescharte Gefolgsadel, der durch Bande an jenen gefesselt war, welche stärker waren als die Gemeinschaft des Blutes, bildete seine Anschauungen und Lebensgewohnheiten immer mehr zu einer Standessitte aus, der jeder einzelne sich fügen musste, und die im Rittertum ihre grösste Macht entfaltete. An jene Standessitte gemahnen Umgangsformen und ritterliche Beschäftigungen, auf die verschiedene Stellen unserer Genesis unstreitig hinweisen.

Um den Hof des Fürsten als um seinen Mittelpunkt

sammelte sich die Ritterschar ¹⁾. Vom Hofe ergingen die Einladungen zu Turnieren, auf denen der ehrgeizige junge Ritter seine Ruhmbegierde befriedigen konnte, voller Freude darüber, dass nach langem, traurigem Winter endlich Rossewiehern und Waffengeklirr die Eintönigkeit des Lebens unterbrachen ²⁾. Am Hofe fand die feierliche Schwertleite der neuen Ritter statt, welche als Knappen und Edelknaben schon den grössten Teil ihres Lebens im höfischen Dienste zugebracht hatten. Zu den am Hofe erworbenen Fähigkeiten gehörte auch die, sich in wohl gesetzten Worten ausdrücken zu können ³⁾.

Auf den Hof ⁴⁾ wird verwiesen in den Worten *du redest suozze unde scône, sô iz ze hove zâme* 81, 36. Ähnlich zu beurteilen ist auch wohl das „*wol redeten*“, cf. 73, 30 wenn ich so statt „*vol redeten*“ der Vorlage lesen darf, namentlich wegen des Zusatzes „*des si bede gezam*“ bezüglich des Gesprâches zwischen Pharao und Jacob. Beide reden in wohl gesetzten Worten derartig, wie es unter Leuten rittermässigen Standes der Fall zu sein pflegt. Welch grosses Gewicht man auf äussere Formen legte, geht aus der Instruktion hervor, die Jacob seinen Mannen erteilt, welche seine Sache vor Esau vertreten sollen. Erstens werden solche Boten ausgewählt, die *wol redinen chunden* ⁵⁾ 47, 28, also hofmässig ausgebildete, dann schärft ihnen Jacob noch besonders ein *daz si sprâchen vile gezogenlîchen* 47, 31.

Das „gezogenlîche“ Sprechen entspricht der ganzen Erziehung eines Ritters, der Zucht, die er bei allen Gelegenheiten zeigen soll. Wer das that, galt als „*biderbe*“ ⁶⁾. Leider war das mit Ruben nicht immer der Fall (cf. 76, 31), deshalb muss er auf die Führerschaft unter seinen

1) Hartung p. 16. 2) Schultz II, 100. 3) Q. F. I, 50.
4) Q. F. XII, 49. 5) Q. F. I, 39. 6) Q. F. XII, 89.

Brüdern verzichten. Es war nicht immer leicht die Zucht zu bewahren, manches Opfer wurde verlangt von einem wohl gezogenen Ritter. Ja, Parcival musste sogar als hartherziger Mensch verschrieen die Gralsburg mit ihrer Herrlichkeit verlassen, weil er Aeusserungen des Mitleids für unvereinbar mit dem Benehmen eines biderben Ritters hielt. „Ungezogen“ war derjenige, welcher keine Erziehung eines Ritters genossen hatte oder dieselbe nicht zur Anwendung brachte. Nicht für rittermässig galt es, den Regungen und Stimmungen des ersten Augenblicks nachzugeben¹⁾. Deshalb heisst in unserem Gedichte der dritte der als persönlich gedachten Finger „ungezogen“ wegen seines vorlauten Benehmens: wande er îlet sich furnemen, swâre diu hant reichet, aller êriste er iz pegrîfet 14, 11 u. 12.

Wegen der lauten Klagen, in denen die Hofbeamten Pharaos ihrem Schmerze über die Gefangenschaft Ausdruck geben, tadelt sie Joseph, weil ihr Benehmen weder ihrem Stande noch ihrer vornehmen Abstammung angemessen sei

â jâ'r guoten chnehte —

ir gehabet iuch hiute ubile, iz ne zâme niht adale
saget waz iu sî und wesit piderbe 57, 40 f.

Die eigenartigen Gesetze des Ritterlebens führten strenge Standesgrenzen gegen nicht rittermässige Leute herbei, das erhellt klar aus dem anfänglichen Verhalten Pharaos gegen Joseph. Letzterer ist infolge seiner Gefangenschaft unfrei und wird trotz seiner anfänglichen Bevorzugung durch Potiphar durchaus als nicht zur Rittergesellschaft gehörig betrachtet. Letztere bilden die Holden Pharaos 59, 36, sein Gefolgsadel. Pharao gerät in

1) Forderung der mâze Q. F. XII, 89. Mh. Wtb. II, 1, 206.

eine gewisse Verlegenheit, wie er die Heranziehung Josephs in den Kreis seiner Getreuen und die damit eröffnete Aussicht auf eine Vertrauensstellung des letzteren begründen soll. Zu seiner Rechtfertigung macht er Joseph die unumwundene Mitteilung, er habe den Inhalt seiner Träume nur seinen Holden mitteilen wollen (die ne wolt ich melden ne wäre minen holden 59, 36), da er aber unter diesen keinen der Aufgabe gewachsen gefunden habe, (under den ne vant ich neheinen man, der mir si chuonde geskeiden 59, 37 f.) so habe er sich der Wichtigkeit der Sache halber (ich mach wole jehen daz ich starche troume habe gesehen 59, 35) an Joseph wenden müssen, der ihm als zuverlässiger Traumdeuter bezeichnet worden wäre.

Nachdem jedoch Joseph zur Würde eines Gefolgsmannes Pharaos aufgerückt ist, er ist ja neben dem Könige der aller hêriste 61, 2, muss auch seine Verheiratung in standesgemässer Weise erfolgen, und deshalb bekommt er eines piskofes tochter 61, 25 zur Gemahlin.

Der Name Ritter wird erwähnt, wie Joseph seinem Vater entgegenreitet, denn mit ihm ist manich riter gemeit 72, 19. Auf eine Ritterschar verweist der Ausdruck ze rosse si giengen 35, 20 z. B. in Hinblick auf die reisige Schar, welche nach altd deutscher¹⁾ Weise dem Isaak die Braut zuführt. Zu Rosse erscheint wie der Strandwächter im Beowulfsliede Josephs Amtmann,²⁾ der wie jener in eindringlichen Worten zu den Helden spricht (jâ ir helde, wie getâtet ir sô ubile 67, 18), die wir uns ebenfalls als Rittersleute (den rossen wolten fuoteren 64, 2) vorzustellen haben.

Auch von der ritterlichen Waffe, dem Schwerte, ist

1) Q. F. I, 32.

in dem Berichte über Isaaks Opferung die Rede, da Abraham mit einem solchen die Tötung seines Sohnes vollziehen will er zôch sîn swert vile scarf 33, 12).

Der unter dem Gefolgsadel herrschende Korporationsgeist, auf den oben verwiesen ist, machte sich namentlich im Zeitalter des Rittertums schon äusserlich durch das Hervortreten einer Etikette bemerkbar, durch welche das Leben des einzelnen Mitgliedes des Ritterstandes geregelt wurde.

Äussere Merkmale jener Etikette sind die feststehenden Abschiedsformeln, welche in geringer Abweichung von einander wiederkehren, wenn sich eine Gelegenheit zu ihrer Anwendung findet. Hierher gehören Formeln, wie des urloubes er bat 35, 10; dô er daz urloup gewan 40, 38 duo irloupt er in 71, 12 daz urloup man in gab 67, 14, die auch in volkstümlichen Epen, wie dem Nibelungenliede, wo es sich doch nur um deutsche Gebräuche handeln kann, in derselben Form wiederkehren.

Aus der Verpflichtung des Ritters sich von seinem Herrn persönlich zu verabschieden, erblicken wir das letzte Ueberbleibsel des alten Rechtes, welches den Lehnsmann als unauflöslich mit der Person des Lehnsherrn verbunden erkannte. Auch hatte der Vasall die Pflicht in gewissen Zeitabständen am Hofe seines Herrn zu erscheinen, um dadurch einen Beweis seiner Treue zu liefern. Das zeigt sich z. B. in der Verwunderung der Brunhild darüber, dass Siegfried, der vermeintliche Lehnsmann Gunthers, noch immer nicht an dessen Hofe erscheine und in dem wiederkehrenden Drängen nach Massgabe ihres Wunsches.

Das Unterlassen der Bitte um Urlaub galt als Durchbrechung höfischer Sitte und durfte bei einem Ritter von guter Art nicht vorkommen, falls nicht ganz besondere

Gründe dafür vorlagen. Das war der Fall bei Jacob, der sich heimlich von Laban entfernt. Aber er fühlt den Verstoss und entschuldigt sich mit den Worten:

deich ze dir urloup ne nam —

daz liez ich durch mîniu wîp —

ich vorhte du nâmes si mir 45, 46 f.

War hingegen die Verabschiedung in aller Form nachgesucht, so wurde ihr auch Folge gegeben. Deshalb vergessen Jakobs Söhne nicht ihrem Reiseberichte hinzuzufügen daz urloub man uns gab 64, 22, was thatsächlich geschehen war, da Joseph damals gesagt hatte ir andere vart heim 63, 25.

Abschied und Ankunft von Rittern auf einer Burg waren immer Ereignisse besonderer Art, deren Wichtigkeit man durch äussere Formen hervorhob. Wie schon Beowulf und seine Genossen in der Halle Hrôðgârs warten, bis dieser durch einen dienstbereiten Edlen die Ankunft der Gäste erfahren hat, wie Siegfried und seine Helden vor der Königsburg zu Worms gewärtig des Empfanges durch den König mit ihren Rossen halten, so erteilt auch Joseph seinen Angehörigen die Weisung: ir sculet hie bîten, ich wil widere ze deme chunige rîten 72, 27. Letzteres geschieht aber nicht eher, bis er seinem Vater Verhaltensmassregeln für die Zusammenkunft gegeben hat. Nach Pharaos Bereiterklärung die Helden zu empfangen tritt Jacob vor den König hin (er gie fur den chunich stên 73, 9) ganz ähnlich wie Beowulf bei ähnlicher Gelegenheit for eaxlum gestôd Denigea frêan (Beow. 358), während die Söhne den König auf beiden Seiten im Halbkreise umstehen 73, 10. Ihr Ritterstand wird gekennzeichnet durch die Hinweisung, sie seien herren sô luste, denen nichts gleiche cf. 73, 10 f.

Auf die mit der Erteilung der Ritterwürde verbun-

denen oder die bei Belehnungen und Huldigungen üblichen feierlichen Gebräuche scheinen Ausdrücke hinzuweisen wie: si piugen sich suozze zuo dînen vuozen 39, 5 si buten sich suozze etc. 66, 27¹⁾.

Da auf die Erteilung der Ritterwürde erst das eigentliche Reiter- und Volksfest folgte, das Turnier, nimmt es nicht Wunder auch hierauf bezügliche Anspielungen in unserem Gedichte zu finden. Allerdings ist nirgends von einem Turnier die Rede, nur einzelne Ausdrücke lassen es als wahrscheinlich erscheinen, dass dem Dichter der Gedanke eines solchen vorgeschwebt hat.

Zunächst bemerkt der Dichter, Gott habe dem ersten Menschen die Rippen zur Verteidigung fürs Herz gegeben: daz ime stôz noch slag nicht gewerren ne mag 14, 40. Und an einer anderen Stelle nennt er die Verführungskünste des Teufels Stösse, wenigstens heisst es an dem êresten stôze sprach er 18, 25. In dem ungestümen Losrennen der Turnierritter nannte man die verschiedenen Angriffsarten, um den Gegner kampfunfähig zu machen, Stösse²⁾, und hierüber hat A. Schultz ein möglichst reichhaltiges Material zusammengestellt. cf. auch von wîsen und von tumben man hôrte manegen stôz Nibl. 36, 1.

Nach Ansicht des fehdelustigen Mittelalters hätte es zwischen Laban und Jacob zu einem Zweikampfe kommen müssen, der lediglich durch das Eintreten der Nacht verhindert wird. Erst nach dieser Bemerkung des Dichters erfolgt die biblische Weisung Gottes an Laban nichts Feindliches gegen Jakob zu unternehmen. cf. 45, 35 f.

Wer nach abgehaltenem Turniere sich gesund fühlte, vertauschte die schwere Eisenrüstung mit bequemerer Gewandung, welche im Mittelalter bei vornehmen Personen

1) Schultz I, 514 f. 2) Schultz II, 108 ff.

mit Pelz besetzt war. Nach der Sitte seiner Zeit ist Joseph gekleidet, denn von seinem berühmten Rocke heisst es: einen roc er ime scuof, der gieng ime an den fuoz, mit phellole bestalt 53, 5 f.¹⁾.

Hatte ein Ritter kein Feiertagsgewand bei sich, und das kam oft genug vor, so liess oder schenkte ihm der Wirt ein solches. Joseph erscheint als sehr freigiebig, da er seinem Bruder Benjamin fünf Badegewänder, also offenbar solche, welche nach dem Bade getragen wurden, schenkte.

Warme Bäder²⁾ waren von jeher bei den Germanen beliebt, im weiteren Verlaufe des Mittelalters bildeten sie die unumgänglich notwendige Vorbereitung zur Toilette, welche erst vor der Hauptmahlzeit vorgenommen wurde. Der Dichter denkt also nur an die Verhältnisse seiner Zeit, wonach Badegewänder nichts weiter bedeuten als Feiertagskleider.

Um schliesslich des ritterlichen Zeitvertreibs des Minnedienstes zu gedenken³⁾, ziehe ich eine Stelle heran, welche mit jenem Brauche in Verbindung zu stehen scheint. Der Dichter behauptet von Josephs Brüdern, dass sie unrehtere minnen spulgeten 52, 40, also das thäten, was den realistisch denkenden Rittern des Mittelalters der Minnedienst in gröberer Gestalt war. Indem der Dichter jene Brüder Josephs sich als Angehörige des Ritterstandes vorstellt, redet er aus der Anschauungsweise jener Kreise heraus bezüglich der Angeberei Josephs (daz [sc. daz spulgen der minne] man nicht scol melden 52, 41).

Das „scol“ bezeichnet wie öfter in unserem Gedichte etwas, was durch die Sitte der Zeit, hier also durch die

1) Falke I, 64.
hold I, 261 ff.

2) Weinhold II, 113 ff.

3) Wein-

Lebensweise der Rittergesellschaft zu einem festen Kanon geworden ist, dem jeder Angehörige des ritterlichen Standes sich stillschweigend fügen muss. Der Dichter scheint also Joseph wegen seines Angebens mit einem Merker¹⁾, dem gefürchteten Feinde der dem Minnedienste obliegenden Ritter, zu vergleichen. Ueber die Merker hören wir manche Klagen in den Liedern der ritterlichen Minnesänger (cf. daz nîdent merkaere M. S. F. 16, 19, sô wê den merkaeren! die habent mîn übele gedâht etc. Frauenstr. das. 13, 14 f.)

Der Dichter aber als Geistlicher verwirft ein solches Gebahren und schreibt es den Söhnen der diuwe (der diuwe barn 52, 42) zu. Diese Bezeichnung entspricht germanischer Rechtsanschauung, nach welcher die Kinder der linken (der winsteren) Hand folgen²⁾. Das Gegenteil hiervon spricht der Dichter aus in den Worten den lieberen sun sezzet man ze der zesewen 52, 4³⁾.

IV. Das bewusste Hervorheben deutscher Sitte.

Wir können es als ein Zeichen nationalen Stolzes⁴⁾, welcher begründet ist in der Ueberlegenheit des höfischen, ritterlichen Lebens, betrachten, gewissermassen als wirksame Unterstützung des Waltherschen Ausspruches tiuschiu zuht gât vor in allen, nämlich fremeden siten, wenn der Dichter die Ereignisse der Bibel auf deutschem Boden durch Personen mit deutscher Sprache und deutschen Anschauungen sich geschehen denkt. Dass dem so ist, beweist am klarsten der Hinweis auf eine Sitte, welche ganz augenscheinlich nicht germanisch sein kann, als auf

1) Weinhold I, 269. 2) Wackern. III, 218. 3) Q. F. I, 41. 4) Lamp. I, 16.

etwas Fremdes. Gewöhnlich bedient sich der Dichter einer Wendung wie „so war es Sitte bei den Juden“ u. ä.

Der Vorwurf Labans gegen Jacob, dieser habe ihm seine Abgötter entwendet, bedarf der Erklärung. Denn bei den Germanen gehörte die Anfertigung von Götterstandbildern zu den Seltenheiten, erstens, weil der Kunstsinne bei unseren Vorfahren nur in sehr geringem Grade entwickelt war, zweitens, weil sie ihre Götter als Verkörperungen der Naturerscheinungen betrachteten und als solche ehrten¹⁾. Daher fügt der Dichter der Erwähnung der Abgötter die Bemerkung hinzu: die dô manneclich hête in site 45, 44.

Die eigentümliche Sitte der Juden, den von ihnen geschlachteten Tieren die Adern auszukratzen, war in germanischen Landen unbekannt. Sie wird wie biblisch auf Jacobs Kampf mit dem Engel zurückgeführt und als fremdartig hervorgehoben durch die Worte durch daz spulgent die juden noch sô si slâhent scâf oder poch — daz si die âder ûzchrazen 48, 19 f.

Besonders unverständlich musste für alle nicht jüdischen Völker die Sitte der Beschneidung sein, daher müssen Sicheu und Hemor mit dieser Eigentümlichkeit ihre Leute vertraut machen, und zwar geschieht das durch die Anweisung, daz si sich besniten unt begiengen judiske site 50, 15; ähnl. 50, 23 f. und die Bemerkung der site ist hiute under judiskem liute 31, 35.

Auch dass Christus sich diesem Zwange habe fügen müssen: unt al daz tet daz under juden was site 78, 27, wird berichtet.

Dem im Auslande allein stehenden Joseph gewährt Gott alle Bitten, zugleich aber versucht er ihn, um seine

1) Grimm Myth. I, 55.

Treue zu erkunden, und hierzu bemerkt der Dichter sô ie was sîn site 56, 17. Als selbstverständlich konnten die in germanischen Anschauungen erwachsenen deutschen Zuhörer jene Eigentümlichkeit Gottes nicht ansehen, da in ihren Augen eine als treu erkannte Persönlichkeit dies so lange blieb, bis ihr das Gegenteil der bisherigen Gesinnung nachgewiesen war. Zweifel in jemandes Absichten zu setzen, ohne dass bestimmte Anhaltspunkte dafür vorlagen, galt nicht für fein in ritterlicher Gesellschaft und war überhaupt deutschem Fühlen und Denken fremd.

Anders ist die Versuchung der Brüder Josephs durch letzteren zu beurteilen cf. 62, 38. Hierzu erfolgt keine Erklärung des Dichters, denn in diesem Falle hatten die Brüder durch ihre Verletzung des Sippefriedens eine nach germanischer Anschauung harte Strafe verdient.

Auch hinsichtlich der Tafelordnung findet eine Abweichung vom deutschen Gebrauch statt, indem Joseph von seinen Brüdern getrennt speist (er saz sunter, sunter sîne bruodere 66, 43); während die Gefolgsschaft wiederum an besonderem Platze untergebracht wird (zu einer anderen wente sâzen diu lantliute 67, 1 f.); weil iz widerzâme dûhte, âzen juden mit heidiniskme liute.

V. Die Jagdbeschäftigung.

Die vorhandenen Andeutungen lassen den Dichter als nicht unbekannt mit mittelalterlichen Jagdverhältnissen erscheinen. Als Kenner mittelalterlichen Lebens war das auch gar nicht anders denkbar. Das Jagen war nicht nur eine gern ausgeübte Beschäftigung wegen des Reizes der damit verbundenen Gefahren, des fröhlichen Aufzuges und des geselligen Gastmahles am Schlusse, sondern es wurde seines praktischen Nutzens halber auch betrieben ¹⁾.

1) Schultz I, 346.

Infolge der mangelhaften Bewirtschaftung des Bodens war es nicht möglich, einen grösseren Bestand an Haustieren zu überwintern. Alles Entbehrliche wurde vor Beginn des Winters geschlachtet, weil gerade um diese Zeit die Mästung im Freien¹⁾ z. B. die der Schweine in den Eichenwaldungen, ihren Höhepunkt erreicht hatte. Das Fleisch dieser geschlachteten Tiere wurde für den Winter eingesalzen und gedörst. Das frische Fleisch bestand im Winter fast lediglich aus Wildpret, welches dem reichen Wildbestande der Wälder entnommen wurde²⁾. Letztere waren im Mittelalter noch unerschöpflich, ein Umstand, der auch aus unserem Gedichte ersichtlich ist, indem der Dichter den Vergleich Naphthalis mit einem Hirsche zu der Angabe erweitert der der ist vil gezal uber perg jouch tal (81, 30) mit dem Zusatze tuot hinnen unt enne manige sprunge (81, 31), welcher uns lebhaft in ein alt-deutsches Jagdrevier versetzt.

Das altdeutsche Jagdrecht stand jedem freien Manne zu, und ein solcher machte wohl gern Gebrauch davon³⁾, wenn er als Besitzer mehrerer Hufen in den Stand gesetzt war, sich über die dringendsten Sorgen des Lebens hinwegzusetzen.

In unabhängiger Stellung erscheint Esau, welcher der Jagd mit Geschick und Erfolg obliegt. Seine Schiesswaffe ist der Bogen⁴⁾, der erst im Anfange des 12. Jahrh. allmählich durch die Armbrust verdrängt wurde. Das Wort kommt nicht nur alliterierend mit polze vor (Esau vuor ze holze: mit pogen jouch mit polze 36, 32), sondern dient auch zur Umschreibung einer Massbestimmung⁵⁾, welche als Ueberbleibsel alter Jagdgewohnheiten unseres

1) In a m a p. 169 f. Schw. p. 47. 2) Schw. p. 206 ff.
 3) In a m a p. 149. 4) Schw. p. 221. 5) L a m p I, 332.

Volkes „ein pogestal“ genannt wird ¹⁾, 32, 33, ganz ähnlich wie das mh. „tageweide“ und das nhd. veraltete „Rast“ auf die Nomadenzeit unseres Volks hinweisen.

Als beliebtes Jagdtier deutscher Männer wurde der Eber angesehen. Seine Kunde reicht bis in die älteste germanische Vorzeit zurück. Sein Fleisch wurde alljährlich am Wintersonnenwendfeste verspeist ²⁾, und in der Götterburg Walhalla stärkten sich die unsterblichen Helden zu immer neuer Kraft durch das Fleisch des Ebers Sæhrimnir. Da die Erlegung des Ebers geschickte Handhabung der Waffen, mannhaftes Entgegentreten, Ausdauer und Kraft erforderten, werden die Helden altdeutscher Epen öfter mit ihnen verglichen, im Beowulfsliede werden sie geradezu Eber genannt ³⁾, cf. eoferas cnysedan Beow. 1329. Die Bezeichnung verdankt ihren Ursprung wohl teils der Kampfeslust eines Ebers (cf. daz swîn zorneclîchen lief an den küenen degem sâ Nibl. 881, 4), teils den Helmen, welche mit Eberbildern verziert waren (cf. eofor-lîc sciônnon Beow. 303). Die weidgerechte, herkömmliche Waffe der Eberjagd, den Spiess, welcher auch im Beowulfsliede erwähnt wird, wo der Held die Meerungeheuer durch scharfe, mit Widerhaken versehene Eberspiesse tötet (mid eoforspreótum heoro-hôcyhtum Beow. 1438), führt Esau und tötet damit die wilden Eber (er vie mit deme spiezze die ebere râzen 36, 37. Die Erjagung der Eber durch alttestamentliche Helden, eine Unmöglichkeit, die jedem heutzutage einleuchtet, erschien der naiven Auffassung des Mittelalters als etwas ganz Natürliches, weil es seine eigenen Verhältnisse ohne jegliche Kritik auf längst vergangene Zeiten und Völker anwandte.

1) Lamp I, 165. 2) Grimm Myth. I, 177. 3) Das. I, 177.

Nächst der Jagd auf Wildschweine wurde die auf Hirsche häufig und gern ausgeübt. Letztere wurden mit Vorliebe durch Hunde gejagt¹⁾, deshalb besass ein jeder grössere Burgherr eine oder mehrere Meuten und zwar gewöhnlich verschiedenartiger Hunde. Im Nibelungenliede werden vier und zweinzec ruore losgelassen, um die Spur des Wildes aufzunehmen (Nibl. 883, 4). Ihr lautes Gekläff wird Nibl. 899, 2 f. erwähnt: dô erlûte sâ zehant vil lûte daz gehûnde, und wenn der Hirsch nicht ganz unwegsames Gebiet aufsuchte, wie der Heidegänger des Beowulfsliedes, der auf unwirtlichem Grendelmoore sein geängstigtes Haupt zur Ruhe legt (ƿeáh ƿe hæð-stapa hundum geswenced, heorot hornum trum holtwudu sêce Beow. 1369 f.), dann wurde er die Beute der schnellen Hunde und der ihnen folgenden Jäger, wie Esaus. Auch er scheint einen grösseren Jagdapparat in Bewegung zu setzen, denn mit netzen jouch mit hunten vieng er hirze unde hinten 36, 34. Wegen des Wildreichtums der Wälder war die Jagd auf weibliches Wild noch nicht durch Gesetze eingeschränkt²⁾. Auch Rehe und Hasen erjagt er, letztere werden durch heimlich gestellte Schlingen gefangen, mit drûhen jouch mit stricche besweich er die hasen viel dicche 36, 36. Der drûh³⁾, ein Fang-eisen, diente auch zum Fange grösseren Raubwildes, z. B. der Wölfe, wie denn auch das Fangen von Bären und selbst Wildschweinen nichts Aussergewöhnliches im Mittelalter war⁴⁾. Die Schlingen wurden oft in künstlich angelegten Hecken, in welchen absichtlich Lücken angebracht waren, aufgestellt.

Da ausser im Kampfe auch auf der Jagd Mut, Entschlossenheit und Ausdauer ihre höchste Leistungsfähigkeit

1) Schw. p. 65 f.

2) Schw. p. 26 ff.

3) Mh. Wtb. I, 401.

4) Schw. p. 222 f.

entfalten konnten, war die Erwerbung von Auszeichnungen auf der Jagd stets ein erstrebenswertes Ziel unserer Altvorderen. Hier konnte der Jüngling durch eine herzhafte That sich als würdig erweisen in die Reihe der Krieger einzutreten. Kühnen Thaten auf der Jagd standen solche im Kriege würdig zur Seite; es braucht nur auf Siegfrieds Verhalten im Kriege und auf der Jagd verwiesen zu werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus tritt die Bemerkung des Dichters, Adam sei Herr über alle Tiere des Waldes und Feldes gewesen, erst in die rechte Beleuchtung. War eben *dehein leu sô hêr*, noch *nehein ander tier* — *sô wilde ze velde noch ze walde*, *iz ne sî ime under tân* 13,12 ff. dann musste Adam ein gewaltiger Jäger und dementsprechend auch kühner Krieger sein. Obwohl der Dichter also nichts von Jagd- und Kriegsthätigkeit Adams berichtet, muss dieser doch nach der Anschauung des Mittelalters als in beiden hervorragend thätig gedacht werden, als mächtiger Herrscher nach dem Vorbilde solcher, welche in deutscher Geschichte und Sage sich bis auf unsere Zeit einen Namen gemacht haben. Um so trauriger erscheint allerdings sein nachheriger Fall, und um so schmerzlicher musste die Menschheit nach jener paradiesischen Glückseligkeit Verlangen tragen, die sie sich als idealisierte Seite ihrer eigenen Zustände und Verhältnisse vorstellte, und die sie im Jenseits auch mit materiellen Freuden untermischt wiederzufinden hoffte. Durch Anspielung auf diese sinnlichen Genüsse des Paradieses erreichte der Dichter als Geistlicher seinen Zweck die Menschheit durch Busse auf die Segnungen der Kirche hinzuweisen eher als durch Androhung schrecklicher Höllenstrafen.

Aus einem ebenfalls vom Dichter zur Verherrlichung des Zustandes des verlorenen Paradieses gebrauchten Aus-

drucke, welcher die Macht des ersten Menschen andeutet, lässt sich die vornehmste Art des Jagens, die Falkenbeize, nachweisen, Der Dichter preist nämlich Adams Macht über die Vögel unter dem Himmel mit den Worten der *fogel ne vliege nie sô hôhe, swen er ime ruoffe, er ne chome sciene swâ er in hôre* 13,15 f.

Die Falkenjagd,¹⁾ dieser wahrhaft fashionable Sport für Herren und Damen des Mittelalters, war jedermann bekannt, gleichviel ob hoch oder niedrig, weltlich oder geistlich. Fürsten wie der mächtige Kaiser Friedrich II²⁾ schrieben über Behandlung und Abrichtung des Falken, besonderen Bediensteten, den *valkenaeren*, waren Beaufsichtigung und sachgemässe Pflege derselben anvertraut. Für brauchbare Edelfalken wurden hohe Summen verausgabt. Aber nicht nur als wertvolles Zubehör der ritterlichen Burrgesellschaft erscheint der Falke, sondern er gilt als Verkörperung³⁾ jugendlicher Stärke, Schönheit und edlen Sinnes in den Dichtungen der mh. Dichter. Die edle Frau vergleicht ihn ihrem Geliebten, wenn sie ausruft: *Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr* (M. S. Fr. 8,33 f.), und auch Chriemhild erblickt zukunftsahnend ihren Gemahl als edelen Falken.

Nach allem diesen scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, dass der Dichter unter dem gehorsamen Vogel, der auf Adams Geheiss zu ihm zurückkehrt, einen Edelfalken verstanden habe, und dass das Publikum desselben auch dementsprechend die Andeutungen ausgelegt habe.

VI. Ackerwirtschaft.

Da der Dichter des öfteren sein Interesse an ländlichen Dingen kund thut, so muss hier etwas genauer

1) Schultz I, 368. 2) De arte venandi cum avibus cf. Schultz I, 368. 3) Weinhold II, 121.

darauf eingegangen werden, zumal die landwirtschaftlichen Verhältnisse der germanischen Länder sich ganz eigenartig entwickelt haben und einen Bestand aufweisen, den selbst die Zeit des 19ten Jahrhunderts zum Teil noch nicht zerstört hat.

Die vom Dichter berührten Verhältnisse sind durchaus germanisch. Der Ackerbau wurde in der ersten Zeit sesshafter Zustände sehr extensiv betrieben¹⁾. Sonder- eigentum war in der Feldmark unbekannt, nur die für Hof, Wohngebäude, Stallungen und Gärten bestimmten Grundstücke können als solches angesehen werden. Sie wurden eingezäunt und den Genossen als freies Eigentum an Grund und Boden zugeteilt. Gärten,²⁾ namentlich solche mit wertvoller Pflanzung, hatte man gern in der Nähe der Häuser, wo sie in die Umzäunung mit eingeschlossen wurden. Das geschah sogar mit Weinbergen, welche, wie urkundlich³⁾ nachgewiesen, mit zur Hofstätte gezogen wurden. Daher bindet auch in unserem Gedichte Christus seine Eselin an sînes wîngartan zûn 77,35, weil der Dichter sich die edlen Pflanzen nicht ohne ausgiebige Schutzvorrichtung denken kann. Das übrige dem Pfluge unterworfen Land wurde im Umkreise des Dorfes als Feldmark bestimmt und nach Lage und Bodenbeschaffenheit in eine Anzahl verschieden grosser Stücke⁴⁾ (Kampe, Esche, Gewanne) zerlegt, von denen einem jeden Genossen der gleiche, zum Unterhalte einer Familie notwendige Teil angewiesen wurde⁵⁾. Diese Feldstücke blieben zunächst Eigentum der Genossen und wurden dem in russischen Dörfern bestehenden „Mir“ entsprechend auf eine bestimmte Zeit zur Nutzniessung verteilt⁶⁾. Der

1) Schw. p. 16. Hanssen p. 34. 2) Das. 489 f. 3) W'aitz Darst. der altd. Hufe. Gött. 1854. p. 17 zit. nach Hanssen. 4) Schw. p. 17. 5) Das. p. 99. 6) Lamp I, 140. Schw. p. 19.

Inbegriff der Rechte jedes Einzelnen wurde als Hufe (mancus, bool etc.) bezeichnet. Die Hufe bestand ausser dem schon erwähnten Feldlose und der Hofstatt noch aus dem Anrechte¹⁾ auf das Gemeindeland oder der Allmende, welche den angrenzenden Gürtel um die Gehöfte des Sondereigentums bildete und aus mehr gelichtetem oder doch dem Centrum der Ansiedelung näher gelegenem Wald, aus Heide, Weide, auch Seen, Flüssen und Bächen bestand²⁾. An der Hufe gab es ursprünglich kein Erb-recht, erledigte Hufen fielen der Gesamtheit zu, waren mehr Interessenten als Losstücke vorhanden, so mussten neue Hufen³⁾ aus der Allmende geschaffen werden. Dies geschah durch Rodungen, welche in früh mittelalterlicher Zeit einen der wichtigsten Titel bildeten⁴⁾, unter dem Eigentum an Grund und Boden erworben werden konnte.

Als kleine Hufenbesitzer, welche ihre Wirtschaft ohne fremde Hülfe lediglich durch ihre eigenen Familienmitglieder besorgten, haben wir uns Adam und Kain zu denken. Ersterer muss sich gewissermassen aus der Allmende eine neue Hufe schaffen, was nach der uneingeschränkten Paradiesesfreiheit eine schwere Aufgabe ist, denn vile dicho muoz switzen in der sunnen dîn anlutze 22, 14. Letzterer vergrössert durch unverdrossene Arbeit den zugewiesenen Ackerteil⁵⁾. Kain wird uns als tüchtiger, rühriger Ackersmann geschildert. Winter und Sommer eilt er früh morgens mit seiner Hacke ins Feld, (Kain wart vile wacher ze pûwene den accher sumer unt winter was er vil munter frûge ze sîner howen 24, 27 f.) um den Acker zu reinigen (den accher er furbte 24, 31) und unbebautes Land urbar zu machen. Beide Thätigkeiten

1) Schw. p. 15. 2) Das. p. 19. 3) Hanssen p. 47 ff. Schw. p. 19. 4) Schw. p. 38. 5) Pniower p. 41.

setzen germanische Verhältnisse, die erstere ausserdem einen intensiveren Landwirtschaftsbau voraus¹⁾. Die in der früheren Zeit des Mittelalters bewirtschafteten Aecker enthielten ihrer geringgradigen Kultur wegen viel Steine und Unkraut²⁾, deshalb wird die öde Stätte, auf welcher Jacob die Himmelsleiter entdeckt, bezeichnet als eine *scône stat, dâ vile steine lag* 40, 39. Die übrigen Teile des Oedlandes, also der Allmende, erhalten durch die Dornen- und Hagebuttensträucher, mit denen sie bewachsen sind, (*dâ ê stuont hiuffolter unde dorn* 24, 32) ein echt germanisches Gepräge. Allerdings erscheint hier die Heide welche die mittelalterlichen Dichter oft zum wechselnden Ausdruck ihrer Stimmung veranlasste, zur Freude, wenn sie in grüner, zur Trauer, wenn sie in falber Farbe erschien, vom praktischen Standpunkte des Landmannes betrachtet, als minder begehrenswert. Und die Dornen, deren Blüten lyrische Dichter dem holden Erröten ihrer Damen verglichen (so *erblüejet sich mîn varwe als rôse an dorne tuot* M. S. Fr. 8, 21 f.) sind für den Ackersmann, welchem unser Dichter seine Sprache verleiht, ein Gegenstand ewiger Mühe, der Fluch der Menschheit.

Lassen diese Bemerkungen Teile unseres Vaterlandes ebenso gut erkennen, wie das *myrce môr* des Beowulfsliedes³⁾ auf germanische Gegenden hinweist, so dienen namentlich auch Witterungsangaben zur Stütze der Behauptung, der Dichter stelle sich das heilige Land nach Art des eigenen deutschen Vaterlandes vor. Als Feinde der Landwirtschaft gelten ihm Reif, Frost, Schnee, unzeitiger Wind, also Erscheinungen, die viel mehr nördischen als südländischen Klimaten entsprechen. Wenigstens wird von der Ernte im Paradiesesgarten gesagt: *der rîfe*

1) In a m a p. 410 ff. 2) Das. p. 7. 3) Beow. 1406.

iz ne frôret, der wint iz ab ne trôret — nehein snê im ne wirret 16, 21 f.

Fleiss und immerwährende Thätigkeit¹⁾, die nur des Sonntags, dessen Heiligung schon früh durch die deutschen Volksrechte geboten war, daz si an deme sunnen taga gnâde unt reste haben 16, 14, unterbrochen wurde, heben Kains Wohlstand, so dass er Freude an seiner Arbeit hat (er wolt sih sîner arbeite frouwen 24, 29).

Das Bild, welches der Dichter von Kain entwirft, ist der Typus eines deutschen Bauern, welcher mit zäher Festigkeit an seinem Grund und Boden hängt und trotz widriger Geschicke demselben noch Vorteile abzurufen versteht.

Der Grund für das Interesse des Dichters an landwirtschaftlicher Thätigkeit beruht wohl auf den grossartigen Kolonisationsarbeiten, welche zu damaliger Zeit von den Klöstern ausgeführt wurden und deren rasches Emporkommen begünstigten²⁾. Dazu bedurfte es energischer Männer, welche den Keim unerschütterlicher Pflichterfüllung im Herzen, das Deutschtum hinaustrugen über die eigentliche Heimat in die Länder des Slaventums und es dort siegreich behaupteten. Kains Blutschuld tritt hier ganz und gar zurück vor der treuen Ausübung seines Berufs, in welcher der Dichter deutschem Fleisse ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Deutsch sind auch die einfachen Gewächse, welche der Boden hervorbringt, Hirse, Rüben, verschiedene Kohlarten (er phlanzote sînen garten mit mislîchen chrûten 24, 33 f. hirs unt ruobe wân er ouch uopte 24, 35)³⁾.

Grösserer Wirtschaftsbetrieb nach Art desjenigen der

1) In a m a p. 146. 2) Das. p. 307. Sch w. p. 147 f.; Arnold p. 543 ff. 3) Weinhold II, 75.

königlichen Domänen¹⁾ schwebt dem Dichter wohl vor, wenn er sich Isaak bei der Beaufsichtigung seiner Schnitter thätig denkt, oder wenn Joseph mit grösster Gewissenhaftigkeit seine Unterbeamten einsetzt (der setze sînen ambtman uber iegelich gou uber chorn jouch hou 60, 31) und sich von der Ausführung seiner Massnahmen persönlich überzeugt (duo fuor er scowen wie daz lant wâre gibûwen 61, 27). Besonders weist auf deutsche Verhältnisse noch die geringe²⁾ Arbeitsteilung des frühen Mittelalters hin, welche es erforderlich machte, dass die Handwerksverrichtungen von dem Personale der grossen Haushaltungen und der königlichen Güter ausgeübt werden mussten. In unserem Gedichte geschieht das Mahlen des Getreides auf Josephs Anordnung durch seine eigenen Gutsleute, meistens waren es Mägde, denen diese beschwerliche Aufgabe zufiel (cf. Joseph hiez daz chorn dresken, lutzil machin zuo eschin 62, 10).

Kains wirtschaftlicher Fortschritt ist auf den Umstand zurückzuführen, dass der Dichter dessen Rodungen in eine möglichst frühe Zeit sich zurückverlegt denken muss³⁾, wo Rottäcker noch mit verhältnismässig geringer Mühe — wenigstens dem Niederlegen ganzer Wälder verglichen — angelegt werden konnten. Mit zunehmender Schwierigkeit des Einzelerwerbs verzichtete der einzelne darauf. Die noch unerschlossenen Gebiete der Allmende wurden von mehreren Interessenten einer Markgenossenschaft, welche das Mutterdorf verliessen⁴⁾, zugleich in Angriff genommen, und so entstanden in früherer Wildnis häufig Dörfer, welche die alten Stammsitze an Einwohnerzahl und Bedeutung leicht übertrafen, zumal ein geschlos-

1) Die Vorlage kennt nichts von diesem echt deutschen Zusatze cf. Q. F. I, 32 f. 2) Inama p. 147; 162; Weinhold II, 56 f. 3) Lamp. I, 142; Inama p. 65. 4) Hanssen p. 45.

sener Grundbesitz bei dieser Art der Bebauung die Gehöfte umgab, deren Aecker von der Gemenglage der alten Ansiedlung ausgenommen waren. Solche Verhältnisse scheint der Dichter im Auge gehabt zu haben, wenn er Dina der zügellosen Henne vergleichbar im Gau umherwandern lässt *dei lantwîb scowen* 49, 30. Der Name Dorf, welcher 49, 29 vorkommt, würde diese Ansicht stützen, da wenigstens in nordgermanischen Gegenden die Neugründung „torp“ im Gegensatz zur Ursiedelung, dem Adelbye¹⁾, genannt wird. Zu letzterem gehören die 12 Kinder Jakobs, indem sie sich als von demselben „adal“ stammend in Aegypten einführen. Da das „adal“ die weitverzweigte Familie Jacobs nicht mehr zu erhalten vermag, findet eben eine Auswanderung einzelner Mitglieder zum Zwecke von Neusiedelungen statt. Nachdem der rechtliche Anspruch auf das Gebiet der Allmende geregelt, diese zum grössten Teile in Sonderbesitz umgewandelt war, sahen sich die Gemeinden zur Erwerbung neuer Allmendeländereien auf den Grenzwald, die Mark²⁾, angewiesen, ein Gebiet, welches sich in unabsehbarer Weite erstreckte und an natürlichen Hindernissen, wie Sümpfen und Seen reich, sich vorzüglich zur Grenze mehrerer Gaue eignete. In rechtlicher Beziehung galten diese Landstriche als *res*³⁾ nullius, ein Umstand, der noch lange in deutschem Volksbewusstsein fortbestanden und es bewirkt hat, dass das Volk in manchen Gegenden das Privateigentumsrecht des Waldes bis auf den heutigen Tag leugnet.

Einigermassen gelichtet konnte das Dunkel dieser undurchdringlichen Wälder⁴⁾, welche Schlupfwinkel zahlreichen Raubwildes waren, daher auch im Beowulfsliede die

1) H a n s s e n p. 45. 2) S c h w. p. 15. 3) Das. 4) I n a m a p. 164.

Unholde Markbeschreiter (*mearcstapan*) genannt werden, nur durch Feuer werden. Dieses System des Abbrennens der Wälder ¹⁾ begünstigte einen vollendeten Raubbau, indem man die neu gewonnenen Ackerteile der Mark so lange bebaute, bis ihre Ertragsfähigkeit erschöpft war, um sie darauf von neuem dem Zustande der Verwilderung zu überlassen. Aus diesem Grunde nennt der Dichter den Boden der Mark fruchtbar, indem Jacob zu seinem Sohne Isaschar sich wendet mit den Worten *sô bûwest du dir werde die pârigin erde scil. cf. 79, 29 dere marke*, denn kurz zuvor heisst es du — *fazzist dich der arbeite, sô du dich des gisatest, an der marche du ruowest 79, 26 f.* also mit nicht misszuverstehender Hinweisung auf die Beackerung des Markgrundes. Mit den thatsächlichen Verhältnissen verträgt sich die Bezeichnung Isaschars als eines Zinsbauern sehr gut, da die Markbezirke im Verlaufe des Mittelalters vom Könige bzw. den Fürsten in Besitz genommen wurden ²⁾, und nur noch mit deren Bewilligung Teile davon abgegeben werden konnten. Was nicht zu Bannforsten hiervon umgewandelt wurde, bekamen zum Teil die Klöster, welche, wie schon oben erwähnt, die Arbeit durch ihre Zinsbauern verrichten liessen. In der Mark ackerte also vornehmlich der Zinsbauer.

Nicht ganz ohne Einfluss auf des Dichters Verständnis für landwirtschaftliche Dinge scheinen die kleinen bäuerlichen Verhältnisse, welche in einem Teile des südlichen Deutschlands wie z. B. in ³⁾ Oberösterreich herrschend waren, also die der eigenen Heimat gewesen zu sein, denn Anspielungen darauf kehren des öfteren wieder. Das ist auch der Fall in der Auffassung ägyptischer Zustände zur Zeit Josephs. Wir haben es in Aegypten mit kleinen

1) Schw. p. 39. 2) Inama p. 416. 3) Inama p. 117.

Grundbesitzern zu thun, deren Aecker trotz der sieben fetten Jahre solch geringe Erträge liefern, dass der fünfte Teil derselben von den Beamten des Königs unter Umständen zum Speicher getragen werden soll (trage iz zuo frôneme stadile oder fuor iz ûf sîneme wagene 60, 36). Zur Erklärung dieser Stelle verweise ich auf die oben erwähnte ursprüngliche Art der Ackerverteilung in Deutschland.

Die einzelnen Hufenbesitzer bekamen nicht nur quantitativ, sondern auch annähernd qualitativ gleiche Ackerstücke¹⁾. Um möglichst jede Ungerechtigkeit in der Verteilung zu vermeiden, wurden nur Grundstücke von gleicher Güte abgeteilt und Neuteilungen vorgenommen, sobald letztere sich änderte. Durch diese Massregel bekam jeder Besitzer eine Anzahl kleiner, über die ganze Gemeindeflur zerstreuter Aecker. Jedes dieser Ackerstückchen eines Besitzers wurde von den Beamten des gewissenhaften Joseph genau auf seine Erträge hin abgeschätzt. Diese konnten auf sehr kleinen Flächen so gering sein, dass der fünfte Teil der Ernte bequem getragen wurde. Zur genauen Abschätzung diente eine seil- oder reifenartige Masslinie²⁾, welche zur Schlichtung der bei enger Berührung der Aecker unausbleiblichen Grenzstreitigkeiten öfter angewandt und als Reebmass bezeichnet wurde. Dieses germanische Reebmass finden wir wieder in dem Seil, von dem schon eben die Rede war (cf. si ne heizzen mannegelîch fazzen an sîn seil sînes chornes daz finfte teil (60, 34 f.).

VII. Deutsches Hirtenleben und Verwandtes.

Gleich Oasen lagen in deutschen Wäldern die Weiden weit zerstreut umher³⁾. Sie bildeten neben der Mast

1) H a n s s e n p. 7 f. 2) S c h w. p. 17; S c h r ö d e r p. 56.
3) I n a m a 164; S c h w. p. 47.

und Bienenzucht den Hauptnutzungswert des Waldes, hinter welchen die eigentlichen Forstprodukte weit zurücktraten. Auf diesen Waldweiden, welche ihrer tiefen Lage wegen recht fruchtbar waren, cf. Joseph vile balde lief zuo sichem in daz tal tief, wande dâ was der weide gnuog unde was diu selbe guot 54, 7 f. weideten namentlich Rinder und Rosse frei umher.

Am klarsten werden uns diese Verhältnisse wohl durch das Wort *ehuskalkôs*¹⁾, als welche sich der Dichter des *Héliand* die bethlehemitischen Hirten vorstellt, dargelegt. So deutlich weist unser Dichter allerdings nicht auf altdeutsche Eigentümlichkeiten hin, welche überhaupt mehr für die niederdeutschen Ebenen als die oberdeutschen Gebirge passen, aber er unterlässt es nicht auf die ursprüngliche Quelle des Wohlstandes, die Rosse und Rinder²⁾ hinzuweisen, aus deren alliterierenden Zusammenstellung sich genugsam deutsche Anschauung erkennen lässt. So befinden sich unter dem Tierbestande des Paradieses *ros unde rinder* 12, 40; ebenso 29, 9 unter demjenigen des Noah. Als Saum- und Reittiere werden Rosse erwähnt 71, 41 f. *Jacob fazzote al daz er hete ûf ros unt esile*; ebenso 64, 20 *dei ros man uns fazzote*; 64, 21; etc. Namentlich auffallend ist es, wenn kurz vorher ganz im Sinne der Vorlage von Kamelen die Rede gewesen ist wie 34, 15 *von olbenten*, und es mehrere Zeilen weiter 35, 20 nach deutscher Weise heisst *ze rosse si giengen*. cf. Q. F. I 32. Auch als Wertmesser finden wir die Bezeichnung Vieh häufig wiederkehren, so 50, 40 *vihi unte hien*; *fihî noh scatz* 73, 44; etc. und werden daran erinnert, dass in der germanischen Urzeit das Vermögen des einzelnen als

1) Hêl. 388. 2) Weinhold II, 52 f. namentlich die Kuh bildete bei Deutschen wie bei Skandinaviern die Grundlage für Wertbestimmung. 3) In a m a p. 168.

Fahrhabe betrachtet wurde, weshalb z. B. im Beowulfsliede „fehu“ und Vermögen als vollständig identisch betrachtet werden, cf. feorh-bealo feó þingian Beow. 156.

Auf eine gute Weide legte der Germane der Vorzeit notgedrungen ein grosses Gewicht, und deshalb kehrt als Zeichen des deutschen Geistes, welcher unsere Genesis beherrscht, das Wort wunne wenn auch in abstrakter Bedeutung so verhältnismässig oft wieder¹⁾. wunne heisst ursprünglich das bestellte Wiesenland und kommt alliterierend mit weide in mh. Denkmälern vor. In unserem Gedichte bezeichnet es in übertragener Bedeutung „Freude, das Beste, Schönste“ (z. B. aller wíbe wunne allerdings Fundgr. 1, 132, 20, aller obezze wunne 16, 18); aber der konkrete Sinn liegt doch noch ziemlich nahe, wenn der allmächtige Gott die Herrlichkeit des Paradieses durchwandelt (duo gie der almahtige got hinnen unt ennen after paradíses wunnen 19, 28 f.) oder, wenn Adam aus ebendenselben fruchtreichen Wiesengründen ins Elend verstossen wird (duo er si dere wunnone bestiez — vile harte âmerende in ditz ellende 22, 32 f.). Nur einem grossen Personale²⁾ von Hirten war es möglich, die zahlreich frei im Walde weidenden Herden zusammenzuhalten und bedeutenden Verlusten durch Raubwild oder Diebe vorzubeugen. Daher wird das Hirtenamt in unserer Genesis und zwar auf Grund der Verhältnisse nicht mit Unrecht als ein sehr beschwerliches bezeichnet. So beklagt sich Jacob bitter über Labans Ungerechtigkeit und hoch gesteigerte Ansprüche, indem er ein Bild seiner Thätigkeit entwirft.

swaz mir wolf oder diep genam, des woltes du vone mir gelt haben. des tages brante mich diu hízze, unter dache ich niener swizte 46, 20 ff.

1) Mh. Wtb. III, 817. 2) Lamp. I, 165 f. Schw. p. 34.

Die Verluste durch Raubtiere waren oft recht bedeutend, daher wurden besondere Wolfsjäger ¹⁾ angestellt, welche eine von den übrigen Jägern verschiedene, vorteilhaftere Stellung einnahmen.

Wenn als besondere Beschwerde des Hirtenamtes das mühevollen Umherlaufen im Sonnenbrande erwähnt wird, denn auch Abel gieng den tach langen dâ ûz in der sunnen 25, 8, so ist darauf hinzuweisen, dass der Austrieb der Schafe und Ziegen in den Wald schon im 12. Jh. ²⁾ wegen des daraus entstehenden Schadens verboten wurde, und dass mithin die zeitweise brach liegenden Aecker als Schafweide gelten mussten ³⁾. Bei der damaligen Gemengelage der Felder, unter welchen bebaute mit unbebauten Flächen abwechselten, musste ein Schäfer ganz bedeutende Mühe obwalten lassen, um seine Herde vor der Schädigung fremden Gebietes zu bewahren. Die Notwendigkeit des Wachens während der Nacht, wo die Herde in einer stîge ⁴⁾ eingepfercht war, daher auch die Bemerkung Jacobs unter dache ich niener swizte 46, 22 hebt der Dichter in der Verheissung an Dan hervor, welche hier lautet du bist ein gihurnter wurm, der an dere stîge hevit sînen sturm 79, 36. Da eine stîge den Pferch für Kleinvieh, also Schweine und Schafe bezeichnet, sehen wir deutlich, welchen Gefahren eine ungenügend bewachte Herde zur Zeit des Dichters ausgesetzt war. Das über Kleidung und Nahrung der Bauern Gesagte verrät einfache der Natur deutschen Landes und seiner Landbewohner angemessene Verhältnisse.

Die Nahrung ist höchst einfach und besteht aus Hirsebrei ⁵⁾, Rüben und sonstigen Gemüsearten (er pflanzote

1) S c h w. p. 80. 2) Das. p. 169. Das. 34. 3) I n a m a p. 166 ff. 4) Mh. Wtb. II, 2, 630. 5) W e i n h o l d II, 58.

sînen garten mit mislîchen chrûten dar sich mit nerte —. hirs unt ruobe wân er ouch uopte, der ie wederez ist guot. ûz hirse man den prîen tuot 24, 33 ff. cf. ähnl. 22, 13. Die weit verbreiteten Hirse-¹⁾ und Rübengerichte²⁾ lässt der Dichter noch gelten, doch äussert er seine Bedenken darüber, wie jemand so anspruchslos habe sein können und nur von Wasser, Brot und Milch leben, was von Abel behauptet wird (in dûhte durch guot so man im gab milich unte prôt 25, 7) ähnl. 24, 40. Solche Lebensweise musste ihm mit Recht als für deutsche Bauern ungeeignet erscheinen, denn mit Milch nähren sich kleine Kinder, die noch keine festen Speisen zu sich nehmen können (cf. 79, 15 f.). Auch mochte der Dichter die Bedürfnislosigkeit Abels als eines Mannes für unwürdig halten und als ein Zeichen grosser Unkultiviertheit ansehen, da im Mittelalter³⁾ die Riesen als Milchesser, welche nicht säen und ernten konnten, galten, mithin die geschilderten Zustände auf weit zurückliegende Zeiten rohen Naturgenusses hin deuteten.

Jedenfalls waren dem Dichter die wirtschaftlichen Neuerungen der unter eigener Bewirtschaftung stehenden geistlichen Herrenhöfe, welche als Vorbilder⁴⁾ ihrer Umgebung dienten, nicht unbekannt; auch mochten manche Verbesserungen ins weitere Publikum gedrungen sein. Jedenfalls hatte die Einführung⁵⁾ edler, bisher unbekannter Obstarten bedeutende Förderung erfahren, denn unter den an Pharaon gesandten Früchten und sonstigen Gaben wird unser obeze 65, 30 erwähnt, was wohl nicht geschehen wäre, wenn jene Früchte durchaus unwürdig gewesen

1) Weinhold II, 58. 2) Für bestimmte Rübenarten war Deutschland von jeher berühmt Weinhold II, 75. 3) Lamp. I, 193. 4) Inama p. 307. 5) So war Karl d. Grosse sehr bemüht edle Obstarten auf seinen Musterwirtschaften einzuführen. Weinhold II, 75.

wären den in der Bibel angegebenen Geschenken an die Seite gestellt zu werden. Als weltliche Einrichtungen standen den geistlichen Herrenhöfen die grossen Grundherrschaften zur Seite, welche ebenfalls alles zu einer Bewirtschaftung im Grossen notwendige Material besaßen. Ein solch grosses Gut führte die Bezeichnung *curtes* oder *villa dominica*, das zu ihr gehörige Landgebiet hiess *terra salica*¹⁾. Von Weingärten ist bereits oben die Rede gewesen, auch süsse Melonen werden erwähnt (*erdepphile die suozen* 43, 36), und zwar gelten sie nach Massgabe der Verhältnisse als sehr begehrenswert. Honig und Wachs²⁾ (*also der tuot der ûz wahsse ein pilede machet* 13, 26) erwähnt der Dichter als Produkte, welche, wenigstens letzteres, häufig als Abgaben der Zinsbauern von der Kirche erhoben wurden.

Als Kleidungsstücke dienen den armen aus dem Paradiese vertriebenen Bewohnern Felle, welche sie vor Frost schützen sollen (*einen pellez ûz fellen, daz siu der vrost ne mahte cholen* 22, 22 ff.). Der Dichter denkt sich also Adam und Eva nach der Paradiesesherrlichkeit in ein Land versetzt wie sein eigenes mit kalten Wintern, gegen die ein warmer Pelz als grosse Wohlthat des gnädigen Gottes betrachtet werden musste.

Im allgemeinen wird die Kleidung der Landleute als sehr einfach und, was sich der geringen Arbeitsteilung³⁾ wegen von selbst versteht, als dürftig geschildert, und damit wird das für deutsche Verhältnisse Wesentliche gesagt sein. An einer Stelle der Genesis behauptet nämlich der Dichter, Adam und Eva würden ihre primitiven Gewänder wohl mit Schmielgras (*mit smelegen* 19, 23) zusammengeheftet haben. Die Hinweisung auf eine hei-

1) *Inama* p. 127 f. 2) *Schw.* p. 45 ff. 3) *Inama* p. 147.

mische Grasart, mit deren getrockneten und dadurch zäh gewordenen Fasern arme Leute ihre Kleidung zusammen nähten, verrät deutsche Anschauung. Die Vermutung des Dichters, welche aus dem *sô sich wâne* (scl. mit *smelehen*) 19, 23 hervorgeht, beweist, dass Vorgänge eben genannter Art sich in Wirklichkeit ereigneten. Gewiss war mancher ärmlich gekleidete Bauer, wenn er sich mit Gemüse und Hirsebrei ernähren konnte, recht zufrieden, denn Teuerungen und mit ihnen verhängnisvolle Seuchen waren Plagen, mit denen das Mittelalter einmal zu rechnen hatte. Daher macht auch die ausführliche Darstellung der ägyptischen Hungersnot *daz fihî lag meistig tôt*, *der hungir gie uber al*, *des liutes wart grôzer val* 62, 6 f. und ähnl. 62, 15 f. ganz den Eindruck von etwas persönlich Erlebten.

VIII. Fahrendes Volk, Kaltschmiede.

Von sehr grossem kulturhistorischen Interesse, wie auch wichtig als Nachweis deutscher Anschauung in der Genesis ist die Abschweifung des Verfassers über eine gewisse Klasse fahrender Leute, die Kaltschmiede¹⁾. Der Dichter setzt sich in Gegensatz zu jeder nicht sesshaften Beschäftigungsart und tritt daher warm für den sesshaftesten aller Stände, den des Ackerbauers, ein. Der Grundbesitz aber war von grosser Bedeutung für die Bethätigung der Befugnisse des öffentlichen Lebens, indem Rechtssprechung, Eid, Zeugnis vor Gericht, Heer- und Waffendienst an ihn geknüpft waren. Seit den Zeiten der Völkerwanderung zeigte sich die hohe Wertschätzung des Landes²⁾ bei allen germ. Völkern, und das Wort Land, welches immer wieder die Losung wurde, klang den Rö-

1) Q. F. I, 24 ff. Freytag, Bilder II, 1, 457. 2) Lamp I, 68.

mern bald furchtbarer als das Panem et Circenses der Heimat.

Die deutschen Dichter des Mittelalters wussten wohl die Vorzüge eines ruhigen Lebens auf eigener Scholle dem rastlosen Hin- und Hertreiben auf der Landstrasse gegenüber zu würdigen; daher suchten sie wenigstens im Alter ein Heim zu bekommen, welches sie einigermaßen vor Not und Elend schützte. Ich erinnere nur an Walthers freudigen Ausruf¹⁾ Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen (Walth. 28, 31), als er endlich sein lang ersehntes Lehen bekommen hatte. Auch der Dichter Spervogel betont die Behaglichkeit eines eigenen Hauswesens, wenn er behauptet: weistu wie der igel sprach? vil guot ist eigen gemach M. S. F. 26, 34 f. oder swer dâ heime niht enhât, wie maneger guoter dinge der darbet das. 27, 4 f. oder die friunt getuont sîn lîhte rât, swenn er des guotes niht enhât; si kêrent ime den rugge zuo etc. das. 22, 11 ff.

Aehnlich denkt unser Dichter, der allem Anscheine nach in geordneten Verhältnissen lebte und daher verächtlich und mitleidig auf die Fahrenden herabsah, welche ohne hûs und heimôt 31, 28 auf der Landstrasse umherziehen (daz lant si durchstrîchent 31, 29).

Diese Freude am festen Besitze, welche noch heute unserem Bauernstande eignet, hat von jeher eine starke Heimatsliebe erzeugt. Eng damit verknüpft ist das geheime Grauen vor dem Wohnen in einem fremden Lande, dem ellende, ein Ausdruck, der durch seinen Bedeutungswandel klarer als durch lange Auseinandersetzungen zeigt, wie schwer es der Deutsche früherer Jahrhunderte em-

1) Walther ed. Lachm. V. Aufl. p. 28.

pfunden hat, seine deutsche Heimat gegen eine unbekannte Fremde zu vertauschen.

Unser Gedicht versteht unter ellende schon einen hohen Grad von Unglück, ohne die ursprüngliche Bedeutung vollständig verwischt zu haben. Es mögen einige Stellen zum Beweise folgen.

Von Josephs Fortführung in die Gefangenschaft sollte jeder schmerzlich berührt werden, der sînes ellentes smerze 63, 33 sah, denn dô muose daz chint lussam ellende werden 55, 1; den Brüdern des Gefangenen fehlt allerdings jedes Mitleid, und deshalb ist die anfänglich barsche Behandlung in Aegypten eine wohl verdiente Strafe. (cf. si muosen wole jehen daz in rehte ware geskehen, si heten an ir bruodere garnet swaz in ware begagenet, daz in nieht gie ze herzen sînes ellentes smerze 63, 30 ff.

Gott erlöst Israel von dem kummervollen Aufenthalte im Auslande bidenchit iuwer ellente 84, 10 und tröstet Joseph über die Trennung von der Heimat durch die Geburt seiner Kinder, so dass er ganz fröhlich wird (chod, wolte sîn mendente daz ime si got hete gigegeben in ellente 62, 1).

Sehr bezeichnend wird das „ellende“ als „Ausland“ und „Trostlosigkeit“ der Wonne des Paradieses gegenüber gestellt; aus der Gott das erste Menschenpaar verstieß vile hart âmerende in ditz ellende 22, 32 f.

Diese eben geschilderte Gemütsverfassung und Anschauungsweise vermisst der Dichter bei den Kaltschmieden, auf die er daher mit beissendem Spott seine Verachtung herabschleudert.

Die Kalt- auch Kupferschmiede, zu denen auch die Tengler, Kesselschmiede, gerechnet ¹⁾ wurden, leiteten

1) Freytag Bilder a. a. O.

nach der Meinung des Mittelalters ihren Ursprung von Ismael ab und hiessen daher auch Ismaeliten. dannen (scil. von Ismael) chômen ismahelîte, die varent in dere werlt wîte, daz wir heizen chaltsmide etc. 31, 23 ff. Gerade die letztere Bemerkung zeigt, wie schon öfter beobachtet, den Dichter in der Verquickung zeitgenössischer, also deutscher Anschauungen mit biblischem Stoff.

Gustav Freytag¹⁾ betrachtet die Kaltschmiede als erste Vorläufer der Zigeunerzüge und lässt sie um 1100 in Oberdeutschland auftreten. Das über sie vom Verfasser der Genesis Gesagte stimmt sehr gut zu dem Charakter der Zigeuner und enthält wohl keine zu grosse Uebertreibung der schlechten Seiten derselben. Man höre nur die Beurteilung dieser Klasse der Fahrenden durch den Dichter. Er tadelt ihre Unredlichkeit (sus betriegent si daz liut (31, 30); ihren Hang zum Diebstahl und ihre Feigheit (sine roubent niemen über lût 31, 30); ihre Arglist und Treulosigkeit (daz liut mit untriuwen beswîchent 31, 29); ihre unlautere Gesinnung beim Handel (er chouffe wole oder ubele, er wil ettewaz dar ubere 31, 26); die Minderwertigkeit ihrer Ware (wande al daz si habent veile, daz en ist niht ân etteliche meile 31, 25); entwirft also ein Bild, welches in allen seinen Teilen der schlichten Denkweise einer einfachen Landbevölkerung, als welche wir uns doch die Deutschen des frühen Mittelalters vorzustellen haben, widerspricht.

Der Gegensatz gegen deutsche Art wird noch verschärft durch die geradezu gemeinen Charaktereigenschaften, die ihnen zugeschrieben werden. Arm und reich wird von ihnen unterschiedslos ausgebeutet (si ne lânt in erbarmen rîchen noch armen 32, 42); nichts schmerzt sie

1) Freytag Bilder a. a. O.

mehr als das Misslingen eines Gaunerstreiches (swen si niene megen betriugen, vil innere siz periuwent 32, 43). Haben sie aber ihre unlautere Absicht erreicht und jemand gehörig betrogen, dann ist ihre Schadenfreude gross (swenne si ettewen vlustik machent, sô stânt si unde lachent 32, 44). Und doch dürfen wir wohl die Kaltschmiede nicht durchaus den Zigeunern gleichstellen, sondern unter ihnen eine Art fahrender Leute verstehen, die als umherziehende Handwerker Handelsgeschäfte und zwar nicht immer auf redlichste Weise betrieben. Ich betrachte die Auslassungen über die Kaltschmiede als einen willkommenen Vorwand des Dichters seinen Hass über die Fahrenden, den Kaufmannsstand mit eingeschlossen, auszuschütten. Er erwähnt lediglich die Handelsthätigkeit der Kaltschmiede und nennt sie sogar Kaufleute; denn nach 54, 31 wird Joseph an chouflûte verkauft, nach 71, 26 an Kaltschmiede.

Unbewusst der Kulturaufgabe, die ihrer Lösung durch den Kaufmann gerade im frühen Mittelalter harrte, erblickte der Dichter der Genesis nur eine Schädigung vielleicht kleinlicher Interessen in ihm. Der Sinn der Worte: „Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen, geht er, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an“ war ihm vollkommen fremd. Ich suche mir des Genesis Dichters Verachtung des Kaufmannsstandes aus zweierlei Ursachen zu erklären, erstens aus der allgemeinen Abneigung der Landbewohner gegen fahrendes Volk, zweitens aus der Unbeliebtheit, der sich die hauptsächlichsten Vertreter des damaligen Handelsstandes schuldig machten.

Die einzelnen Glieder des Kaufmannsstandes genossen schon früh das Recht der Freizügigkeit¹⁾, also das Vor-

1) In a m a p. 432.

recht freier Männer. Der Hausierer, welcher neben nützlichen Gegenständen doch auch viel wertlosen Tand einfuhrte und dadurch der Putz- und Genusssucht der Bauern weitere Kreise eröffnete, was namentlich zur Abfassungszeit des Meier Helmbrecht¹⁾ im verderblichen Masse der Fall war, konnte unmöglich Entgegenkommen im Kreise derer finden, welche den Zusammenbruch der einfachen Lebensanschauungen der guten alten Zeit aufzuhalten sich bemühten. Auf Seite der Bauernschaft sehen wir aber den Dichter.

Ferner wurde gerade Oberdeutschland zur Zeit der Abfassung unseres Gedichtes massenhaft von jüdischen und italienischen Händlern heimgesucht²⁾. Namentlich die ersteren waren der Kirche verhasst, weil auf sie die Verbote Geld auf Zinsen auszuleihen, keine Anwendung fanden, dann hatte der erste Kreuzzug die Glaubensgegensätze verschärft und regelrechte Judenverfolgungen hervorgerufen. Auch wurden die Klöster und Stifte, welche Handelsverbindungen³⁾ auf eigene Rechnung unterhielten, durch den Grosshandel der Juden und Friesen direkt in ihren Einnahmequellen bedroht.

Auf friesische Kaufleute scheint mir die Bemerkung hinzudeuten *si fuorten mislich gewant* 54, 32, die sehr gut auf sie passt, weil die friesischen Wollstoffe, denen eine bestimmte Zeugart noch bis auf heute den Namen verdankt, sehr weit im Mittelalter verbreitet waren. Auch wird von den Friesen berichtet⁴⁾, dass sie in Ermangelung von Geldwert einen Tribut in Form von Menschenware, Angehörigen ihres eigenen Stammes, ausgeglichen hätten. Sklavenhandel kam überdies auch sonst noch vor, so

1) Rudloff: Meier Helmbrecht.

2) In a m a p. 447 f.

3) Das. 440 f.

4) L a m p. I, 163.

dass der Verkauf Josephs an Kaufleute für deutsche Leser des Mittelalters nicht das Befremdliche hatte, welches er für uns hat. Auf niederdeutschen Ursprung weist auch das Wort lachen¹⁾ als Bezeichnung der Bekleidung Josephs während seines Aufenthaltes im Hause Potiphars cf. *bi deme lachene si in vie* 56, 46, ähnl. 57, 2. 57, 16 hin.

Während der Dichter den Unterschied zwischen der Gesinnung der Juden und derjenigen der Ismaeliten darlegen wollte, nahm er gerade die unliebenswürdigen Eigenschaften der ersteren und übertrug sie zum Teil auf die Ismaeliten oder Kaltschmiede. Die genaue Kenntnis jüdischer Sitten, welche nur aus persönlicher Anschauung fließen konnte, zeigt recht deutlich die schon oben erwähnte Bemerkung über die Zubereitung des Fleisches in jüdischen Familien.

B. Geistiges Leben.

Die Naturanschauung in der Genesis. Sie zeigt sich:

I) in der Anwendung bestimmter charakteristischer Attribute.

Eng verbunden mit der Liebe zur Heimat und der Beschäftigung im Freien, sei es als Landmann, Krieger, Hirt oder Seefahrer, ist eine liebevolle Betrachtung der umgebenden belebten und unbelebten Natur, welche sich ganz besonders in der Anwendung bestimmter Attribute zeigt. In den älteren poetischen deutschen Denkmälern wird der besonders lebhafte Eindruck, welchen hervorragende Personen und Gegenstände auf den Beschauer ausüben, häufig durch das Attribut „schön“²⁾ wiedergeben, welches nach altem Sprachgebrauche noch nicht die verblasste Bedeutung des lat. *pulcher* hat, sondern die glän-

1) Kluge Wb. p. 224. 2) Das. p. 335.

zende, helle Eigenschaft der erschauten Personen und Gegenstände bezeichnet.

In diesem Sinne finden wir „skôni“ im Hêliand verwendet cf. das. Ausdrücke wie *ên mârî berg grôni endi skôni* 4238; die Beschreibung des Johannes *lik was im skôni etc.*, wovon noch unten die Rede sein wird; und die verwandten Ausdrücke als. *wlitig*, *swigli*, *lioht*. In unserer Genesis, welche der Uebergangszeit vom Ah. zum Mh. angehört, finden sich noch Ueberreste jenes alten Gebrauchs. In der Anwendung auf Personen begegnet das Attribut bei der Erwähnung der Rahel. Sie, die Lieblingsgemahlin Jacobs, welche in der Zeit der Prüfung trotz widriger Geschicke festhält an dem einmal Erwählten, erinnert in dieser Beständigkeit an gefeierte Frauen des Mittelalters, an Gudrun und Chriemhild. Der Dichter denkt sie sich daher mit allen körperlichen Vorzügen ausgestattet und verweilt mit scheinbarem Wohlgefallen bei dem Liebespaare: Man beachte nur, zu welchem lieblichem Bilde der deutsche Dichter das einfache „*osculatus est eam*“¹⁾ der Vorlage erweitert durch die Verse

Dô er si gesach sô scône,

dô wart ime vil liebe:

si dwungen sich ze den brusten,

ich weiz er si vil minneclîche chuste 41, 31 f.

Mit noch stärkerer Hervorhebung nennt Jacob, tief betrübt über ihren Tod, sie *wîb scôniste* 51, 37, in einer Weise, welche an die Resignation²⁾ des ags. Germanen erinnert und in einer Ausdrucksweise, wie wir sie im Hêliand antreffen, wenn der Dichter desselben von der Mutter Gottes als *idisô skôniôst* 2032 und *wîbô skôniôst* 379 spricht.

1) Q. F. I, 38.

2) ten Brink Littgesch. p. 78.

Das Glänzende der Schönheit spiegelt in den Worten des Nibelungenliedes wieder: „Kriemhilde, diu schoene was genuoc: ir varwe gên dem golde den glanz vil hêrlichen truoc. Nibl. VI, 742, 4.

Aehnlich begegnet der Ausdruck in unserem Gedichte zur Benennung der Begleiterinnen Rebekkas, der „scônen mageden“ 35, 17 der Dina 43, 41; der Frau Josephs 61, 42; allerdings in den beiden letzteren Fällen wohl schon mehr in der heutigen Bedeutung.

Unter den männlichen Personen der Genesis wird Joseph geradezu mit frauenhafter Anmut¹⁾ von seinem Dichter ausgestattet der, weit entfernt von der Schilderung des Nibelungenliedes, welches seine Helden ungestüm und urwüchsig liebt, schon grosse Vorliebe für höfische Darstellungsart zeigt. Auch Joseph ist schön, glänzend wie die Blume des Feldes in ihrer wunderbaren Farbenpracht (scône same die wunnesame pluome 56, 9). Seiner Schönheit wegen und nicht quod in senectute genuisset eum liebt ihn sein Vater²⁾ cf. Joseph was vile scône, ern uopte neheine hôte: durch daz minnôte er in fure alle bruodere sîn, und ebenso wird er durch sîne lussame 55, 27 ein Dienstmann Potiphars, während wiederum um ihrer wâtliche willen 73, 17³⁾ die sämtlichen männlichen Mitglieder des Hauses Jacob von Pharao belehnt werden.

Ganz besonders feiert Jacob in seiner letzten Rede die körperlichen Vorzüge Josephs. Der Dichter denkt an einen heimkehrenden Helden, der am Burgthore von herrlichen Jungfrauen begrüsst wird. Jedermann muss eingestehen, dass nie scônere man ne wurte 81, 40, und die Frauen drängen sich neugierig über die Mauer, um

1) Falke I, 93. 2) Q. F. I, 45. 3) Das. p. 51.

zu sehen, daz sô scône was dîn fahs 81, 43. Ein ähnlicher Gedanke findet sich bei der Beschreibung des Johannes im Héliand, wo es heisst: Lîk was im skôni, was im fel fagar, fahs endi naglôs 199 f. Wenn auch letzterer Dichter das Bild weiter ausführt, so ergibt sich doch als gemeinsamer Zug das Lob des schönen, also goldglänzenden germanischen Haares¹⁾. Auf die Pflege desselben legten Männer und Frauen des germanischen Altertums besonderes Gewicht, und wo die Natur die goldglänzende Modefarbe versagte, wurde fleissig mit einer eigens dazu hergestellten Salbe nachgeholfen, welche sich über germanisches Gebiet hinaus grosser Beliebtheit erfreute. Beredtes Zeugnis für die Schätzung²⁾ blonden Haares unter den Nordgermanen legt eine Stelle der Jomsvikingasaga (c. 15) ab, welche die Bitte eines zum Tode verurteilten jungen Seeräubers enthält, man möge ihm vor der Hinrichtung sein schönes blondes Haar aufbinden, damit es nicht blutig würde.

Ebenso wie aus der Farbe des Haares war aus der Form und Pflege der Hand³⁾ der vornehme Stand zu erschliessen, und die höfischen Dichter des deutschen Mittelalters unterlassen es nicht, die Weisse und feine Form der Hand³⁾ der Schilderung ihrer Helden hinzuzufügen. Einen Ansatz hierzu macht unser Dichter, indem er Pharao einen Ring streifen lässt von sîner hant wolgitân 61, 11. Wenn schliesslich die Augen Christi sind scôner den der wîn 79, 1, so hindert uns nichts an die eigentümlich schillernde Farbe des Weines zu denken, die derselbe bei den grösstenteils undurchsichtigen Trinkgefässen des Mittelalters im auffallenden Tages- oder Lampenlichte

1) Falke I p. 90. 2) Das. p. 90. Weinhold I, 223.

3) Das. p. 91. Q. F. XII, 135.

annahm. Diese unbestimmte Farbe der Augen wurde von französischen Dichtern des Mittelalters als buntfarbig „vair“ bezeichnet und galt auch unter der deutschen, höfisch aristokratischen Gesellschaft, deren Leben der Dichter genau gekannt zu haben scheint, als vornehm.

Auch in der Anwendung auf Sachen ist die Bezeichnung „scône“ nicht bedeutungslos gewählt. So heisst die Stätte, auf welcher Jacob die Himmelsleiter erblickt, weil auf sie gewissermassen ein Abglanz der Gottheit fällt, eine scône stat 40, 39.

Ebenso passend wird das vom letzten Strahle der untergehenden Sonne intensiv beleuchtete Saatfeld, über welches Isaak im traulichen Zwiegespräche¹⁾ mit seiner jungen Braut geht, (cf. er gie mit ire spilende über daz scône velt 35, 29 mit dem für deutsche Verhältnisse charakteristischen Worte spil²⁾) daz scône velt genannt 35, 30; und aus demselben Grunde heissen die reifen Getreideähren eher scôniu und volliu 60, 11.

Die liebevolle Betrachtung der beständig auf- und abwogenden Getreidefelder musste den thätigen, unruhigen Sinn des Germanen anziehen und zum Nachdenken reizen wie das Meer in seiner immer wechselnden Erscheinung; und so versinnbildlichte er jene mit dem goldborstigen³⁾ Eber Fros und suchte nach einer Bezeichnung, welche das Wesen jener Erscheinung einigermaßen treffend wiederzugeben vermochte.

Aus demselben Grunde heissen wegen ihres glänzenden, glatten Felles die wohlgenährten Kühe der fetten Jahre feizte unde scône 60, 2. Die Liebe für die Haustiere entspricht einem Grundzuge des germanischen Cha-

1) Q. F. I, 33 spilende. 2) Q. F. 12, 13. 3) Grimm Myth. I, 176 f.

rakters, der in gemütlichen und praktischen Ursachen begründet ist, und der noch heute die Länder germanischer von denen romanischer Zunge unterscheidet.

Die Wertschätzung der Kühe geht besonders daraus hervor, dass diese bei Deutschen wie bei Skandinaviern die Grundlage für Wertbestimmungen abgaben¹⁾. In Fällen, in denen schlechthin etwas als vortrefflich, und wäre es auch das Vorzüglichste seiner Art, hingestellt werden soll, vermeidet der Dichter die Bezeichnung *scône* und begnügt sich mit Ausdrücken wie *wîn der aller beste*; *obez êrlich*; *acker guot* etc.

Als nicht unbeabsichtigt halte ich auch die Benennung *scône grab* 52, 8 für Isaaks Begräbnisstätte. Der Ort, an welchem ein heiliger Patriarch beigesetzt war, musste sich schon von weitem für jeden Wanderer, der seine Schritte in die Nähe desselben lenkte, bemerkbar machen. So giebt noch Beowulf kurz vor seinem Tode Anweisung ihm nach seiner Verbrennung einen glänzenden (d. h. weithin sichtbaren) Grabhügel zu errichten cf. Beow. 2803 f. *hâtað-hlaw gewyrcean, beorhtne äfter bæle* — seinem Volke zum Gedächtnisse, damit er schon auf weite Entfernungen von den Seefahrern erkannt würde. Dem abgeschiedenen Helden legten seine pietätvollen Mannen Lieblingswaffen und glänzende Schätze mit ins Grab, damit er auch künftighin seines früheren Lebens würdig auftreten könnte. Aber auch sonst verbarg man glänzende Habe wohl in einem als Grabkammer bestimmten Raume²⁾ wie der Drache im Beowulfsliede, welcher *gewunian sceall hlâw under hrusan, pær he hæðen gold warað wintrum frôð* Beow. 2276 f.

Von solchem Schatze gingen viele Erzählungen im

1) In a m a p. 181. Weinhold II, 53. 2) In a m a p. 5 ff. L a m p. I, 33. In a m a p. 180 ff.

Volksmunde um, Sänger thaten das ihrige hinzu, Sage und Geschichte wurden vollständig mit einander verwoben, und so lebte sein Andenken weiter als das eines maeren scazzes. Als solchen scheint sich der Dichter des Abschnittes „Isaak und seine Söhne“ die aus Sichems Burg mitgeführten Schtze vorzustellen, da er sie als scaz den mrin 51, 16 bezeichnet. Auch der kurz vorher gebrauchte Ausdruck die heideniskin wunter 51, 15 ist deutscher Anschauung entsprungen, da derselbe auf die kostbaren Erzeugnisse der Schmiedekunst hinweist, welche als edeles Handwerk¹⁾ von unseren Vorfahren seit grauer Vorzeit ausgeübt wurde. Kostbare Schwerter und sonstige Waffenstcke vererbten sich feierlich von Geschlecht zu Geschlecht, und unter Erbstück „lf“ verstand man in den ags. Epen geradezu das alte Erbschwert, als dessen Meister oft Wieland²⁾, der sagenhafte Schmiedeknstler des deutschen Altertums, galt. So tritt an Stelle der heidnischen Götzenbilder der Vorlage der mittelalterliche Schatz, wie er unter dem Schatten heiliger Eichbume³⁾ duo hiez er ein eich untergraben, d parg er unter dei heideniskin⁴⁾ wunter 51, 14) vergraben, gesucht und begehrt (niemanne statote daz er sne giri dar ane satote 51, 17) und gelegentlich gefunden wurde.

Neben „schoen“ tritt deutschem Brauche gemäss das Attribut⁵⁾ „heiter“, welches gern zur Bezeichnung des glänzenden Himmelsgewölbes verwandt wird. Die Nordgermanen verstanden unter „heiß“ geradezu den klaren Himmel, und ähnlich heisst es in unserem Gedichte von Abraham got hiez in fsehen an den himel heiteren 30, 37.

1) In a m a p. 142 f.

2) cf. Wlandes geweore Beow. 455.

3) Grimm Myth. II, 540.

4) Q. F. 1, 40.

5) Kluge Wtb.

p. 163.

Gleichwie den Deutschen das Glänzende in der Natur und in seiner Umgebung mit Bewunderung erfüllte, so empfand er eine geheimnisvolle Scheu vor grossartigen Naturereignissen, denn das Wirken der Naturgewalten wurde nicht als gesetzmässig begriffen, sondern als willkürlich¹⁾ beseelt, menschengleich. Wir kommen somit zum zweiten Unterabschnitt unserer Betrachtung unter B. Die Naturanschauung zeigt sich:

II) in der Betrachtung der eigentlichen Natur.

Unter den Naturerscheinungen wurden Donner, Blitz, Regen vorzugsweise als von Gott ausgehend²⁾, als sein Geschäft betrachtet, daher ist nach der Erwähnung des Unwetters der Zusatz: „vil michel ist diu gotes chraft“ ganz im Sinne germanischer Denkweise aufzufassen. Und der Vergleich zwischen dem Abzuge der bösen Engel und dem Wetter scheint gerade von dem Dichter des ersten Teiles, dessen poetische Begabung und volkstümliche Darstellungsweise ihn hoch über seine Nachfolger stellt, gewählt zu sein, weil er sich von vorn herein des Eindruckes auf sein Publikum gewiss war. Dieses aber, wie alles Landvolk abergläubischen Vorstellungen zugethan, wird einen ähnlichen Graus empfunden haben wie bei den Erzählungen von wildem Heere oder bösen Riesen, die als hrímthursen von Loki angeführt³⁾ den Untergang der heidnischen Welt des Germanentums herbeiführen sollten, um so mehr als nach dem Jahre 1000 die heidnischen Erzählungen des Nordens auch nach dem Süden verpflanzt wurden⁴⁾.

Das Meer in seiner unbegrenzten Ausdehnung (wîte 13, 7), mit den Wundern seiner Tiefe (tief 13, 9) reizte

1) Lamp. I, 188. 2) Grimm Myth. I, 139. 3) Das. II, 679.

4) Q. F. XII, 47 f.

wie alles Gefährvolle den Wagemut germanischer Führer. Beliebte Helden waren daher gewöhnlich auch gute Seefahrer, nicht nur Beowulf, von dem sich das von selbst versteht, sondern auch Siegfried, der sich auf der Fahrt zum Isenstein als seekundiger Recke ausgiebt mit den Worten: ich kan iuch ûf der fluot hinnen wol gefüeren, daz wizet, helde guot Nibl. IV, 367, 1 f. Die Schrecken und Gefahren des Meeres, die im frühen Mittelalter durch das Fehlen des Kompasses noch vergrößert wurden¹⁾, deuten die Worte vreise und freisam an. So muss die Arche stark und fest gebaut sein, daz si der fluote vreise erliden mahte 27, 19, wie die Halle Heôrot gegen die Wasserriesen. Wer aus des Meeres vreise entrinnt 79, 21, soll sicher zu Sidon landen.

An die Schätze des Meeres, Perlen, Bernstein etc. erinnert der über Abraham ausgesprochene Segen Gottes, in dem es heisst nu wil ich dûnes lîbes sâmen den sternem ebenmâzen und deme grieze den daz mere uber vlieze 33, 25 ff.

Durch diese Worte deutet meiner Meinung nach der Dichter nicht nur die grosse Menge der Nachkommen Abrahams, sondern auch deren Bedeutung an. Weshalb sollte er sonst gerade dieses Wort gebraucht haben, welches als merigrioz das begehrteste Kleinod des Meeres und der deutschen Flüsse²⁾ umschreibt und auch sonst vorkommt, wenn der wertvolle Inhalt des Sandes gemeint ist. Man vergleiche Ausdrücke wie das als. formelhafte thit graf an theson griote Hêl. 5826 zur Bezeichnung des reichen Inhaltes, den alte Heldengräber ausser der Asche des Verstorbenen enthielten, was geradezu ausgesprochen wird Beow. 3168 f. in den Worten forlêton eorla gestréon, eorðan healdan gold on greóte.

1) Wacker n. III, 203 f. 2) Inama p. 175 f.

Das Wort *vreise* oben vom Meere gebraucht enthält überhaupt den Inbegriff alles Schrecklichen, so weit es von übernatürlichen Wesen, gegen die der Mensch nichts auszurichten vermag, oder von dem unentrinnbaren Schicksale ausgeht. So wird des ersten Menschen Macht bemessen nach der Herrschaft über ungeheuerliches Gewürm, welches Schrecken und Graus (*vreise*) um sich verbreitet, denn *dehein wurm sî sô freissam, er ne sî ime gehôrsam* 13, 17; ähnl. 15, 40.

Die Anspielung auf Lindwürmer und Drachen, welche man doch notgedrungen unter den „ungeheuerlichen Würmern“ zu verstehen hat, ist ein spielmannsmässiges Kunstmittel des Dichters, welches dazu dient, seinem Publikum den fremdartigen Bibelstoff näher zu bringen. Adam muss eben ein Held nach Art derjenigen der Sage sein, um Interesse zu erregen. Deshalb lässt ihn der Dichter auch gefeit sein gegen das Gift jener Untiere, dem sonst weder Schwert noch Kampfbeil etwas anzuhaben vermögen, gegen das Eitergift; in den Worten: *dehein eiter sî sô pittir, daz ime scade oder wider ime chraft habe* 13, 19 ff. Dass hier das Gift grausiger Ungeheuer gemeint ist, beweist der Zusammenhang mit dem vorher genannten wurm *freissam* und der Umstand, dass unter *eiter* hauptsächlich tierisches Gift¹⁾ zu verstehen ist. Auch die Ausdrücke *scade* und *chraft* sind an dieser Stelle deutscher Anschauung entsprungen, da man wegen des angerichteten Schadens jene feindlichen Wesen kurzweg „Schädiger“ zu nennen pflegte, cf. Beow.: *attor-sceaða, hearm-sceaða*; während ihre schädigende Wirkung als *cræft* bezeichnet wurde. Ich erinnere an Ausdrücke des Beow. wie *þeófes* —; *dyrnan cræfte*; *deôfles cræftum* u. a.

1) Kluge Wb. p. 87.

Neben dem tierischen Gifte sind heilkräftige Kräuter zu erwähnen, welche diese wohlthuende Wirkung aber nur ausübten, wenn sie sachgemäss behandelt und zubereitet wurden. Das geschah meistens von Zauberern und weisen Frauen¹⁾, deren Thun und Treiben, weil aus dem Heidentume stammend, als Teufelswerk²⁾ verschrien wurde. Das thaten namentlich die Geistlichen, deshalb lässt der Dichter den Adam seine Sippe ermahnen, sich vor schädigenden Pflanzenstoffen zu hüten, hiez si mîden wurze⁴⁾, daz sinen ne wurren an ir geburte 26, 10.

Mitten in seine Zeit mit ihren dem Heidentum entspringenden Begriffen und Gebräuchen führt uns die Bemerkung des Dichters, Kain habe seine Kinder alle diejenigen Zauberkünste gelehrt, die noch heutzutage beständen (er lêrte siniu chint dei zouber dei hiute sint 26, 7). Der Dichter spricht damit nicht nur ein verdammendes Urteil über Kain aus, sondern auch über die Gaukler und Teufelsbeschwörer, kurzum die niedrigste Stufe des fahrenden Gesindels, welche er ebenso zu verachten scheint wie sein Nachfolger die Ismaeliten und Kaltschmiede (cf. oben).

Aber trotz eindringlicher Warnung vor jeglichem Zauberwerk entgeht der überaus gefeierte Joseph nicht dem Vorwurfe sich damit zu befassen. Sein Dichter lässt ihn die Zukunft durch Werfen des Loses⁵⁾ entscheiden, wie aus dem Berichte seines Amtmanns hervorgeht, der die Brüder scharf wegen des Becherdiebstahls anfährt, der um so verhängnisvoller wäre, weil Joseph dar ûz spulgte trinchen unt inne wonete liezen 67, 20. Dies liezen oder Loswerfen war aber eine altheidnische be-

1) Grimm Myth. I, 328 ff. 2) Das. II, 872 ff. u. ö. 3) Das. II, 861 ff. 4) Das. I, 152 f. p. 335. 5) Das. II, 866.

sonders auch in germanischen Landen gebräuchliche Sitte, und dass man sie bald als Zauberwerk erkannte, zeigt der dem liezen gleichwertige Ausdruck „zouber werfen“, welcher in dem volksmässigen Gedichte „Wolfdietrich“ vorkommt.

Wie ein grosser Teil der Natur von lebenden Wesen erfüllt gedacht wurde, so nahmen auch manche abstrakte Begriffe Fleisch und Blut an und traten in persönlicher Gestalt auf. Das ist der Fall mit dem Hunger¹⁾, von dem gesagt wird, der hungir gie uber al 62, 6; 62, 16; oder der hunger sich breite in die werlt wite 62, 15. Als schreckliches Ungeheuer gleich einem Drachen, dessen Feueratem alles versengt, erscheint die Dürre und verheerende Sonnenglut. Sie wird daher freissam genannt wie der Wurm 60, 23.

Es muss uns Wunder nehmen, dass der Verfasser des Abraham ganz die Kriegereignisse beiseite lässt, die doch durch die Vorlage gegeben waren, und in deren Ausmalung mittelalterliche Dichter sich oft nicht genug thun können. Man denke nur an die begeisterte Kampfes-schilderung, welche der Dichter der ags. Exodus von dem Auszuge der Israeliten entwirft²⁾, obwohl es nicht einmal zum Kampfe kommt. Davon beim Dichter unserer Stelle keine Spur. Er bleibt seiner Gesinnung treu, die er bei der Schilderung der Kaltschmiede offenbart hatte. Da erschien er als eifriger Verteidiger behaglicher sesshafter Landverhältnisse, konnte also als solcher kein Interesse an Schlachten und Krieg haben. Vielleicht lebte er auch inmitten einer rauflustigen, zu Exzessen geneigten Bevölkerung, deren kriegerischen Sinn, wie Ulfilas der Sage nach den seiner Westgoten, er nicht aufregen wollte.

1) Grimm Myth. II, 740. 2) ten Brink Littgesch. p. 56 f.

Wenigstens scheint mir der eigentümliche Ausdruck, Adam sei in einen so tiefen Schlaf versenkt, dass kein Lärm ihn aufzuwecken vermocht habe, (daz er von neheinem brahte erwachen ne mahte 17, 39) wesentlich dadurch näher gerückt, dass ich ihn als ironische Bemerkung des ersten Dichters über seine lärmenden und polternden Bauernzuhörer auffasse. Das Publikum des Dichters der Schöpfung wird aber zur Zeit des Verfassers des Abraham wohl noch im wesentlichen dasselbe gewesen sein.

Und doch erspart uns die Genesis nicht den grausigen Ausblick auf ein mit Leichen bedecktes Schlachtfeld an einer Stelle, welche von nichts weniger als Krieg handelt. Die Opfer der Sündflut werden als erschlagene Krieger gedacht, über welche die unheimlichen Gäste der Walstatt, der dunkelfarbige Rabe und der leichengierige Wolf herzustürzen im Begriff stehen. Denn der ungetreue Rabe kehrt nur deshalb nicht zur Arche zurück, weil er draussen Nahrung genug an den Toten des Schlachtfeldes findet, daher der kleine aber für germanische Verhältnisse sehr bezeichnende Zusatz „an eineme âsa er erlante“ 27, 33 ¹⁾).

Adler, Rabe und Wolf ²⁾ werden als beständige Begleiter der Kriegsheere in echt germanischen Epen, wo nur irgendwie von Schlachten die Rede ist, erwähnt. Namentlich sind sie in ags. Gedichten eine beliebte Zuthat mit fast ständigen Attributen. Man vergleiche die treffende Stelle im Beow. 3025: (sceall) se wonna hrefn fûs ofer fægum, fela reordian, earne secgan, hû him ât æte speów, þenden he wið wulf wâl reáfode; mit Elene 52 f. hrefn uppe gôl wan and wælfel; El. 112 wulf sang ahôf u. a., aus denen die grausame Sitte der Germanen, die

1) Grimm Myth. II, 559. 2) Grimm Myth. I, 122.
Wackern. III, 200.

gefallenen Feinde nicht zu begraben, sondern sie der Gier wilder Tiere preiszugeben, genügend erhellt.

Auch die Gerichtsstätte war von jenen unheimlichen Vögeln umlauert, wenn Aussicht auf Beute vorhanden war. Der Gedanke an einen mit gehenkten Verbrechern besetzten Galgen, der im Mittelalter nichts Aussergewöhnliches war, veranlasst den Dichter zu der Verkündigung Josephs an den Hofkoch er heizit dich an den galgen hâhen, dâ beginnent dich die vogeles âsen, niht si dîn leibent, gare si dich vrezzent 58, 40 f., wodurch zugleich die Gefrässigkeit jener Leichenvögel zum Ausdruck kommt. Das Bild kehrt mit wenig Abweichung im Beow. wieder, wo der alte Vater trauert þæt his byre rîde giong on galgan — þonne his sunu hangað hrefne tô hrôðre 2446 ff.; es ist durchaus germanisch.

Mittelhochdeutsche Gedichte gesellen dem Wolf und dem Raben statt des Adlers den Geier¹⁾ zu, und auch hierfür liefert die Genesis einen Beleg, indem der Dichter behauptet, das von den Juden zur Speise hergerichtete Fleisch gewähre den Anblick, als ob es von Geiern zerissen sei daz fleisk sô zezanikunt sam iz die gîri zerbrochen haben mit nîde 48, 22 ff.

Der Wolf kommt allerdings nicht im Sinne des ags. wælfel als Leichenräuber, sondern als ein der Herde gefährliches Raubtier vor und zwar in Verbindung mit dem Worte „Dieb“. Auch dieser Zusammenhang eignet deutscher Anschauung. Beide Ausdrücke kommen z. B. im Wiener Hundesege vor, also einem Denkmale, welches wie alle derartigen epischen Formeln trotz christlicher Einkleidung ein hohes Alter verrät und in tief heidnisch

1) W a c k e r n. III, 200. Andreas u. Elene ed. Grimm p. XXV ff.

germanische Verhältnisse hineinspielt. Sein Eingang lautet Christ wart geboren êr wolf ode diob was. Auch früh mh. Spruchweisheit warnt vor dem Wolfe, der neben dem Fuchse in der ma. Tiersage genugsam bekannt war. Spervogel in seiner volksmässigen Dichtung zieht ihn des öftern heran, so wenn er bemerkt, ez was ein wolf græwe unde ein man alwære, diu liute wolten slâfen, er lie den wolf zen schâfen (M. S. F. 27, 13 ff.) oder nicht minder ironisch vom frömmelnden Wolfe, der sich ins Kloster zurückzieht, aber bald in seine alten Sünden zurückverfällt und dieselben durch Lügen zu verdecken sucht; dô beiz er schâf unde swîn: er jach daz ez des pfaffen rûde tæte. M. S. F. 27, 32 f. Deutsche Anschauung also zieht den Wolf gern in ihr Bereich von den Zeiten Wodans an, als dessen Attribute neben den Raben die Wölfe bekannt sind²⁾).

In unserem Gedichte schildert Jacob den Verdruss, welchen ihm die Wölfe bei Ausübung seines Hirtenamtes bereitet, die Verluste, welche sie seiner Herde beigebracht haben. Er macht Laban bittere Vorwürfe, dass er ihn allein für allen Schaden habe verantwortlich gemacht.

Er beklagt sich mit den Worten swaz mir wolf oder diep genam des woltes dû vone mir gelt haben 46, 20 f.; was nach germanischer Anschauung als ungerechte Härte empfunden werden musste, da Jacob wider seinen Willen in einer Knechtschaft gehalten wurde, in die er sich nur zeitweise begeben hatte⁴⁾. Da der graue Wolf stets als Bewohner der Wälder galt (wulf on wealde El. 28; holtes gehlêða das. 112 etc.), so haben wir anzunehmen, dass der Dichter sich Labans Schafweide als eine von Busch-

1) Braune Ahd. Leseb. p. 81. 2) Grimm Myth. I, 122 ff.
3) Schröder p. 262 f.

werk und Wald umgebene Weidefläche vorstellt. Dafür spricht auch die Bemerkung, Hagar habe sich in der Wüste auf das Gras gesetzt (si gieng in eine wuoste — ein pogestal si von ime saz weinente an daz cras 32, 30 f.); eine Vorstellung, welche nicht gar sehr von der des Hélianddichters abweicht, wenn er sich Christi Versuchung in einem ungeheuren, grossen Walde geschehen denkt. cf. Hêl. 1121 was im an them sinweldi sâlig barn godes.

Von der Menge des Raubwildes¹⁾, welches die germanischen Wälder beherbergten und von der Plage, welche für den Hirten dadurch entstand, waren grossen Gütern doch besondere Wolfsjäger²⁾ mit weit reichender Befugnis zugeteilt, geben Jacobs Worte ein getreues Bild. Die lebhafteste Naturanschauung der Germanen zeigt sich

III. in den mythologischen Gestalten.

Auch Ueberreste des germanisch heidnischen Götterdienstes hier und da in dem Werke christlicher Geistlichen zu finden darf, uns nicht Wunder nehmen. Denn erstens standen die Geistlichen durch ihre Fühlung mit dem Volke, aus welchem sie selbst hervorgegangen waren und dessen sie sich durchaus nicht schämten, in mancher Beziehung zum Heidentum, welches in althergebrachten Gebräuchen und Anschauungen die Kraft seiner Volksmässigkeit zeigte. Zweitens hatte das Christentum manche heidnische Einrichtungen bestehen lassen, um seinen äusseren Sieg unter den germanischen Völkern wenigstens zur Durchführung zu bringen. Das Nebenein-

1) Dasselbe durfte von jedermann selbst in den kgl. Bannforsten erlegt werden Schw. p. 208. cf. das. Sachsenspiegel den wilden dieren vrede geworht is — sunder beren u. wolven und vössen. 2) cf. oben.

ander christlicher und heidnischer Kulte bleibt noch lange bestehen¹⁾. Das Christentum konnte mit seinen vielen, germanischer Anschauung geradezu widersprechenden Ideen nur wirksam werden, indem es seine sittlichen Begriffe grob sinnlich, rechtlicher Verpflichtung ähnlich fasste und sie den aus objektiven Institutionen geflossenen Sittenbegriffen der Germanen näherte²⁾. Denn diese wussten kaum einen Unterschied zwischen Recht und Sittlichkeit zu machen. Handlungen, welche in jedem staatlichen Verbande zu den schwersten Verbrechen zählen, wie z. B. der Mord, lieferten den Thäter wohl der Rache der Geschlechtsgenossen aus, aber abgesehen von diesem gentilizischen Gesichtspunkte machte keine Blutthat den Mörder der Achtung und des Wohlwollens Unbetheiligter unwürdig³⁾.

Nur aus dieser eigentümlich germanischen, jeder sittlichen Verantwortung baren Anschauung erkläre ich mir die unglaublich laxe Beurteilung des Brudermordes Kains⁴⁾. Bei dieser Gelegenheit wäre doch wie kaum wieder eine Veranlassung gewesen, das Fluchwürdige solcher Unthat hervorzuheben und die Menschheit zu bedauern wie die Erde, welche in schönem, christlicher Anschauung eigenem Bilde „ê was rein unt maget“⁵⁾ 26, 1. Aber keine Spur von allem diesen⁶⁾. Im Gegenteil, Gott scheint es ganz gleich zu sein, ob Kain sich zum Guten oder Bösen wendet, er lässt ihm vollständig „den zugel ze tuonne guot oder ubel“ 25, 29; und wählt er letzteres, so muss auch dafür Rat geschafft werden (wil du wol tuon, des vindestû lôn. hast anderes gedâht, des wirt ouch rât 25, 27 f.

1) Lamp. I, 347. 2) Das. I, 361. 3) Das. I, 361. 4) cf. auch Pniower p. 43. 5) Reinh. Köhler Germ. VII, 476. 6) Q. F. I, 19.

Allerdings trifft Kain die schwere Strafe der Verban-
nung aus der Sippongemeinschaft, und die Vollstreckung
dieser Strafe macht den Herrn zum Vorsitzenden des
Volksthingcs, an welches der häufig vorkommende Aus-
druck „dingen“ lebhaft genug erinnert. Das Los eines
Menschen, der flüchtig und wadelære 26, 5 als friedloser
und geächteter Waldgänger dem Wolfe gleich umher-
streifen musste, war schrecklich, und deshalb fand die
ags. Sprache kein passenderes Wort zur Bezeichnung der
Hölle als wearhtræf, Haus der friedlosen Würger ¹⁾.

Die Lücke, welche das Bewusstsein der germanischen
Völker durch vollständigen Mangel des Unterscheidungs-
vermögens zwischen Recht und Sittlichkeit enthielt, musste
vom Christentum allmählich ausgefüllt werden. Dieses
ging von dem Gegensatze zwischen Gut und Böse aus ²⁾.
Es knüpfte im Norden an den Gegensatz der germani-
schen Götter- und Riesenwelt an und brachte ihn in Zu-
sammenhang mit biblischen Ereignissen. Dieser Zug, dass
alle Riesen von Kain abstammen, also eine wunderbare
Mischung heidnisch-germanischer und jüdisch-christlicher
Lehre, begegnet schon im Beow. 111 f. panon (d. h. von
Kain) untydras ealle onwôcon, eotenas and ylfe — swylce
gigantas, þâ wið gode wunnon etc., wo der alte Gegen-
satz gar nicht klarer ausgedrückt werden kann; er kehrt
wieder in unserer Genesis, wo der Dichter gigante die
mâren 26, 45 ebenfalls mit Kain in Verbindung bringt.
Wir treffen hier also auf Reste der ungeheuren Wesen
des germanischen Mythos, welche die Kirche zu Teufeln
gestempelt hat, ohne aber verhindern zu können, dass
ihre wahre Natur immer wieder hervortritt. So wird uns
der Gegensatz zur weissen, leuchtenden Gottheit und deren

1) Lamp. I, 153 u. 162. Schröder p. 73. 2) Das. I, 361.

Anhängern (engele die scônen 40, 42) sofort durch die dunkele, schwarze¹⁾ Farbe der verderbenbringenden Wesen¹⁾ klar gemacht (si wurten swarz und egelich 26, 21); welche der germanische Mythos sich als finstere Gewalten vorstellte.

Doch nun zu Gott selbst. Es beruht entschieden auf heidnischer, also germanischer Gesinnung, wenn Gott etwas thut, was Menschen thun²⁾. Sehr gern legen deshalb die mittelalterlichen Dichter ihm menschliche Stimmung bei, namentlich wird der Wechsel zwischen entgegengesetzten Gefühlen, ganz dem leidenschaftlichen Temperamente des Germanen entsprechend, angedeutet. Im Zustande des Wohlbehagens³⁾ befindet sich Gott, wenn er im Paradiesesgarten auf und ab wandelt, um über das geschaffene Werk nachzudenken.

duoz tou chôrn über mittentach, dou gie der almah-tige got hinnen unt ennen after paradîses wunnen 19, 28. Aber auch hier giebt er sich nicht vollständiger Ruhe hin, sondern sucht durch eigene Beobachtung seine Kenntnis zu erweitern gleich Wodan, der vom Wissensdurst beseelt die Hingabe seines teuersten Gutes nicht scheut, um jenen zu stillen.

Doch auch der Ausbruch menschlicher Leidenschaft fehlt nicht, so wenn Gott mit Zorn in Blick und Mienen der Menschheit seinen Unwillen kund thut⁴⁾.

z. B. der gnadige herre rafst inen file sêre 22, 5; er sprach scarfere worte (instrum. Genet.) 21, 43; sprach in micheleme zorne 20, 18; 21, 31; sprach nummuote 19, 43; dou erbalch sich sîn sêre unser aller herre 25, 41.

Recht ausführlich können wir Gott während seines

1) Grimm Myth. II, 614; II, 829. Wackern I, 161 f. 163 f.

2) Das. I, 14 ff. 3) Pniower p. 16. 4) Das. p. 16. Grimm Myth. I, 14 ff.

Schöpfungswerkes betrachten, wenn der Dichter uns in dessen himmlische Werkstätte hinein führt, wo der „hêre werchman“ (13, 25) Glied für Glied den Menschen vor unseren Augen entstehen lässt, wie der tuot der ûz wahsse ein pilede machet 13, 26.

Die ganze Art der Schöpfung ist germanisch und erinnert an Teile der Edda¹⁾. Wie nach dieser aus dem Riesenleibe die Erde geschaffen wird, so wird hier in umgekehrter Reihenfolge die ganze Erde benutzt, um aus deren Bestandteilen den Menschen zu bilden, und zwar ûz hertem leime tet er daz gebeine 15, 22; ûz letten deme zâhen machot er die âdare 15, 24; während über das Ganze eine Schlammmasse (slôte 15, 26) gestrichen wird. Nur die Scheu vor der Kirche hat den Dichter wohl verhindert diese heidnischen Angaben noch zu erweitern.

Erblicken wir in den angeführten Beispielen Ueberreste des Glaubens an Wodan, so scheinen auch andere Götter noch nicht gänzlich vergessen zu sein²⁾. Mit Zio, dessen Funktionen sich nicht klar mehr erkennen lassen, dessen Macht aber schwerlich der des Wodan nachgestanden hat, lässt sich das ah. ziori, ziari (splendidus) vielleicht vergleichen, dessen ursprüngliche Bedeutung noch gefühlt zu sein schien, wenn es von den Sternen heisst, sie scinen vil ziere 12, 36 oder nu wesen lieth ziere 12, 27. Die Freude am Glanz der Himmelskörper, die Anerkennung ihres segensreichen Einflusses, mussten gerade bei nördlichen Völkerschaften inmitten kälterer Himmelsstriche sich äusseren. Die Furcht, jene Quelle der Wohlthat könne wieder verloren gehen, Sonne und

1) Grimm Myth. I, 468 ff. Germ. VII, 350–354. 2) Grimm Myth. I, 162.

Mond würden beim Weltuntergange von gierigen Ungeheuern verschlungen, teilten die Germanen mit vielen heidnischen Völkern. Unser Dichter nennt die Sonne daher daz merere lieht.

Das alte Adjektiv frôno, welches nach Grimm sein baldiges Schwinden im frühen Mittelalter wohl dem Umstande zuzuschreiben hatte, dass man einen Nachhall des heidnischen Gottes „Fro“ daraus zu vernehmen glaubte¹⁾, ist in unserer Genesis noch nicht ganz ausgestorben. Allerdings ist es in unserem Gedichte nicht auf Göttliches angewendet, wohl aber gebraucht, um die hehre Majestät des Königs, dem etwas von dem schauerlich Erhabenen Gottes anhaftet, auszudrücken. cf. trage iz zuo frôneme stadile 60, 36 in Anbetracht des Wohls und Wehes, welches für die künftige Hungersnot davon abhängt.

Manche Volksbräuche zeigen noch Reste alter Frucht-opfer²⁾, die einst den Gottheiten dargebracht sein müssen, so z. B. wenn der Ackersmann in einigen Gegenden Deutschlands eine Garbe für den Wode oder sonstige fruchtverleihende Götter zurücklässt, oder, wenn der holsteinische Bauer einige Aepfel nach der Obsternte auf dem Baume lässt, damit das nächste Jahr wieder ein fruchtbares werde. Von diesem Gesichtspunkte aus haftet auch dem Frucht-opfer Kains etwas Volkstümlich-Heidnisches an, denn der Dichter lässt ihn eine Garbe mit eheren und und mit agenen 25, 19, also die vollständige Frucht, auf den Altar legen.

Der Kampf Christi mit dem Teufel ist weiter nichts als der ewige Kampf der Asen gegen die finsternen Mächte

1) Grimm Myth. I, 173 f. 2) Das. I, 47.

der Unterwelt, die Riesen, im christlichen Gewande ¹⁾. Auch Michael erscheint als Kämpfer nach der Weise Thors, wenn er dem Lucifer einen solchen Schlag versetzt, dass der himel under ime brast 11, 35 f. Im ags. Gedichte Salomon und Saturn schlägt in dem Kampfe zwischen Gott und dem Antichrist der Donnerer sogar mit einer feurigen Axt los, also eine noch deutlichere Anspielung auf Thors Miölnir. Als Löwe im Streite fährt Christus zur Unterwelt (er fuor mit leuchrefte die helle brechen ²⁾ 78, 35), bindet den Teufel (den tiefel er gibant 78, 36), wirft ihm einen Ring in den Rachen (warf in einen bouch in den munt 78, 36), dass derselbe immerfort geöffnet bleiben muss (daz deme selben gûle alzane stê offen daz mûle 78, 36). Der geöffnete Rachen des Teufels ruft zu sehr die Erinnerung an den Fenriswolf und ähnliche Kreaturen des germanischen Mythos wach, welche alles Lebende zu verschlingen drohen, als dass man den Zusammenhang zwischen beiden aufgeben möchte.

Der Fenriswolf sowohl wie Loki werden zur Strafe in Fesseln gelegt ³⁾. Dass dieser Gott so ganz in dem Namen und Wesen des späteren Teufels aufgegangen ist, erscheint um so wahrscheinlicher, als er schon im heidnischen Mythos als Sinnbild des bösen Prinzipes galt. Deutsches Erbgut steckt auch in dem Ausdrucke die helle brechen 78, 35. Die Hölle war nach deutscher Anschauung verriegelt, weshalb auch für Teufel in mittelalterlicher Zeit die Bezeichnung hellerigel ⁴⁾ gängig war, die jedenfalls deutscher war als das fremdländische diabolus.

Wenn der Teufel verächtlich als Tier bezeichnet wird (gûl 78, 37) ubil hunt ⁴⁾ 28, 29; 19, 13; 78, 39 etc.

1) Grimm Myth. II, 678. 2) Das. I, 200. 3) Das. I, 201.
4) II, 832. 555.

oder noch schrecklicher als die zähnefletschenden Ungeheuer¹⁾ hingestellt wird, welche ihn selbst in Schrecken setzen könnten (cf. die zêni glîzent; swenne si si lazent plecchen, so mahten si jouch den tiufel screchen 26, 22 f.; so liegt auch hierin eine Verwandtschaft mit deutscher Volksanschauung. Der Eber (gûl) wurde schon früh als Teufelstier bezeichnet, weil er dem Fro geheiligt war, in Walhall den Helden als Speise diente und im Umzuge des wilden Heeres keine unbedeutende Rolle spielte.

Als Mittler zwischen Göttern und Menschen galten der deutschen Mythologie infolge persönlicher Auffassung aller Naturkräfte eine Menge belebter Wesen, teils als freundlich, teils als feindlich den Menschen gegenüberstehend. Hierher gehörten die Walküren²⁾ und Schwanjungfrauen³⁾, welche vermöge eines Schwanenhemdes durch Wasser und Luft ziehen konnten. Nach Art dieser lieblichen Erfindung germanischer Phantasie scheint sich der Dichter die Engel und das erste Menschenpaar vor dem Sündenfalle vorzustellen, da er sie mit einem gewaete bekleidet sein lässt. So wurde auch das Federkleid der Meerfrauen genannt, welches Hagen ihnen auf der Reise ins Hunnenland entriss (er nam in ir gewæte Nibl. XIV, 1474, 4). Dem entspricht in unserem Gedichte die Stelle duo dei wenigen liute fluren daz engliske gewæte unt nacchet waren 22, 19.

Hätte der Dichter sich die Engel und ersten Menschen nur mit Flügeln angethan gedacht, so brauchte er diese doch noch kein „gewæte“ zu nennen, also eine Bekleidung, welche um den Körper gewunden wird und sich demselben anschliesst. Offenbar aber hat des Dichters Bekanntschaft mit deutschen Sagenstoffen, deren Ge-

1) Grimm Myth. II, 846. 2) Das. I, 346 f. 3) Das. I, 354.

stalten bei seiner Liebe für Volkstümliches ihm noch vertrauter waren als uns, es bewirkt, dass er die Hilfslosigkeit des ersten Menschenpaares nach dem Sündenfalle mit solchen Wesen verglich, welche durch den Verlust ihres gewætes ihre göttliche Kraft verloren hatten.

Die Zwerge, Kobolde, Poltergeister und sonstigen mehr harmlosen als schädlichen Geschöpfe unserer Volksmythen will ich nicht ganz unerwähnt lassen. Ich vermute eine Andeutung auf sie der Antwort Josephs auf Pharaos Traum zu entnehmen; welche in unserem Gedichte ditze ne ist trugeheit nieht 60, 14 lautet. Da die Worte trugeheit nebst Trug mit germ. drauma-„Trugbild“ sowie altn. draugr Gespenst zusammen hängen¹⁾ und vielleicht mit „Zwerg“ auf die germanische Wurzel drug täuschen zurückgehen, so will Joseph nach des Dichters Ansicht offenbar sagen, deine Träume sind Wahrheit und nicht leeres Gaukelspiel eines übermütigen Elfen oder neckischen Kobolds.

Allerdings vom christlichen Standpunkte aus musste der heidnisch germanische Glaube an Träume verworfen werden, und deshalb mag sich unter dem Einflusse des das Heidentum immer mehr verspottenden und zurückdrängenden Christenglaubens das Sprichwort: „Träume sind Schäume“ eingebürgert haben. Dem Dichter des Joseph ist es bekannt gewesen, denn er lässt die gefangenen Hofbeamten mit den Worten begrüßen, waz ub ir mir sagetet waz iuwe ware gescûmet etc. 58, 2 f.; löst aber doch der Vorlage gemäss richtig die Träume, welche in diesem Falle keine Schäume waren.

Endlich seien noch einige Worte über die Göttin Hel²⁾ gesagt, in deren Reiche alles einst Lebende zur

1) Kluge Wb. p. 383. 2) Grimm, Myth. I, 669 u. 668.

endlichen Ruhe kam. Hel, die Verborgene, Verhohlene stand im Mittelpunkte der Wanen. Von ihr geht alles Dasein aus, und zu ihr kehrt alle Kraft zurück, sie ist die Göttin des erwachenden, wie des erbleichenden Lebens. Im frühen Mittelalter verband man mit Hel noch nicht den Begriff eines Ortes der Qual und Angst, sondern lediglich den des Aufenthaltes der Toten. Zu ihr reiten oder fahren die nicht im Kampfe gefallenen Toten, die Greise und die Frauen. Als Greise allerdings mochten die Germanen in die neue Welt nicht eingehen, als kraftvolle Männer sollte sie der Tod umfassen; und nur der Gedanke etwa mit den Frauen vom faulenden Stroh den Weg zur Hel antreten zu müssen, machte auch letztere verhasst. In unserem Gedichte äussert sich der Dichter des letzten Teiles zweimal in einer Weise, die erkennen lässt, welche Vertrautheit er mit dem germanischen Mythos besitzt. Jacob erklärt nämlich, falls Benjamin ein Leid auf der Reise nach Aegypten geschehe, „so muoz ich den lîp irgeben, so muoz ich iemer cholen unze ich so vare ze der helle“ 64, 43 ff.

Ein anderes Mal tritt der persönliche Charakter der Göttin noch mehr hervor, nämlich, wenn der Dichter von Abraham behauptet, dass er die werlt alle irloste fon helle 76, 23.

Uebersicht über die benutzte Litteratur und Erklärung der im Texte vorhandenen Abkürzungen.

1. Arnold: Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 75 u. 80.
2. Beow. = Beowulf. Hg. Moritz Heyne. IV. Aufl. Paderborn 79.
3. Braune Ahd. = Althochdeutsches Lesebuch. II. Aufl. Halle 81.
4. ten Brink Littgesch. = Gesch. der engl. Litteratur. Bd. I. Berlin 77.
5. Falke = Deutsche Trachten- u. Modenwelt. Bd. I. Leipzig 58.
6. Freytag Bilder = Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. II. Abteilung I. Leipzig 83.
7. Germ. = Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde. Hg. Franz Pfeiffer. 7. Jahrg. Wien 62.
8. Grimm Myth. = Deutsche Mythologie. IV. Ausg., besorgt von E. H. Meyer. I. Bd. Berlin 75. II. Bd. Berlin 76.
9. Hansen = Agrarhistorische Abhandlungen. 2 Bde. Leipzig 80 u. 84.
10. Hartung: Deutsche Altertümer aus dem Nibelungenliede u. der Gudrun. Progr. des Progymn. zu Neuholdensleben 82.
11. Hêl. = Hêliand mit ausführlichem Glossar hg. von Moritz Heyne. III. Aufl. Paderborn 83.
12. Inama = v. Inama-Sternegg: Deutsche Wirtschaftsgeschichte des 10. bis 12. Jahrhunderts. 2 Bde. Leipzig 79 u. 91.

13. Kluge Wb. = Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. V. Aufl. Strassburg 94.
 14. Lamp. = Karl Lamprecht: Deutsche Geschichte. Bd. I. Berlin 91.
 15. Mh. Wtb. = Müller u. Zarncke: Mittelhochd. Wörterbuch Bd. I—III. Leipzig 54—66.
 16. M. S. F. = Des Minnesangs Frühling hg. von Karl Lachmann u. Moriz Haupt. III. Ausg. Leipzig 82.
 17. Nibl. = Der Nibelunge Noth und die Klage hg. von Karl Lachmann. V. Ausg. Berlin 78.
 18. Pniower: Zur Wiener Genesis. Berlin 83.
 19. Q. F. = Quellen u. Forschungen zur Sprach- u. Culturgeschichte der germanischen Völker hg. von Bernhard ten Brink u. Wilh. Scherer. Heft I u. XII. Strassburg 74 u. 75.
 20. Rudloff: Meier Helmbrecht = Untersuchungen zu Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre.
 21. Schröder = Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. II. Aufl. Leipzig 94.
 22. Schultz = Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 2 Bde. Leipzig 79—80.
 23. Schw. = Schwappach: „Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands“. Berlin 86 u. 88.
 24. Wackern. = Wackernagel: Kleinere Schriften. Bd. 1 u. 3. Leipzig 72 u. 74.
 25. Weinhold = Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. II. Aufl. Wien 82.
-

Berichtigung.

Infolge eines Missverständnisses waren mehrere Druckbogen vor der abschliessenden Durchsicht des ganzen Textes bereits fertig gedruckt, wodurch zu meinem grossen Bedauern einige Schwankungen in der Schreibung bekannter Eigennamen nicht beseitigt werden konnten.

Einige Male fehlt die Längenbezeichnung in dem Worte wîb, so p. 10, Z. 15 v. oben; p. 16, Z. 7 v. oben; desgl. in dem Worte gelîch p. 11, Z. 2 v. unten, ebenso in heimôt p. 9, Z. 10 v. unten.

Es sind ferner zu lesen:

da mite p. 7 Z. 3 v. oben.

hîen „ 18 „ 11 „ unten.

manig „ 23 „ 2 „ oben.

gie „ 30 „ 9 „ „

Lebenslauf des Verfassers.

Ich, Harry Petersen, bin am 18. September 1862 zu Mellendorf bei Hannover geboren. Von 1870 bis 1882 besuchte ich die Realschule I. Ordnung zu Hannover und bezog nach bestandener Reifeprüfung im Jahre 1882 (Ostern) die Universität Göttingen, um mich dem Studium der Germanistik und der neueren Sprachen zu widmen. Auf ein Jahr vertauschte ich Göttingen mit Leipzig, wo ich mich des Studiums halber von W.S. 1883/84 bis einschliesslich S.S. 1884 aufhielt. W.S. 1884 nach Göttingen zurückgekehrt, setzte ich meine Studien daselbst bis einschliesslich S.S. 1886 fort. Von da bis Sommer 1888 bekleidete ich eine Hauslehrerstelle in Eichenhorst Provinz Posen und genügte darauf Herbst 1888—1889 meiner Pflicht als Einjährig-Freiwilliger in München. Vom W.S. 1889 ab nahm ich meine unterbrochenen Studien in Münster wieder auf und blieb daselbst bis zum Staatsexamen, welches ich Februar 1892 mit der Oberlehrerbefähigung in Deutsch, Englisch und Französisch bestand. Durch Aufnahme in das mit dem Lyceum I zu Hannover verbundene pädagogische Seminar trat ich Ostern 1892 in den praktischen Schuldienst. Den ersten Teil meines Ostern 1893 beginnenden Probejahres absolvierte ich am

Gymnasium Andreanum zu Hildesheim, während mir für den zweiten Teil vom Königlichen Provinzial-Schulkollegium zu Hannover vertretungsweise die Leitung des neu-sprachlichen Unterrichts auf der Kgl. Klosterschule zu Ilfeld übertragen wurde. Ostern 1894—95 wurde ich als wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule zu Hannover beschäftigt und Ostern 1895 an derselben Anstalt als Oberlehrer definitiv angestellt.

Petersen, Harry

Deutsche Altertümer in der Wiener Genesis

Göttingen 1897

P.o.germ. 441 if

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11818169-6